Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang

r. 35 Leipzig, den 29. August 1895

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1442 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Zur Sedanfeier — Balfour über das gute Recht der christlichen Weltanschauung und den modernen turalismus: 8 bis 10. Schluß — Ueber die biblischen Wunder — Geistliche Gedanken eines Nationalökonomen — rrers Vortrag auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß: 2 — Unser Heiland, die Geißel schwingend — Die blonde threin. Ein Märchenspiel in drei Teilen von Richard Voß — Verschiedenes: Das Apostolikum; Akten zu meiner Amtsentsetzung; Nach zig Jahren; Der Einfluß des Christentums auf die Sklaverei im griechisch-römischen Altertum; Zum achtundzwanzigsten Kongreß für Innere sion; Alkohol und Co. — Die Redaktion an die Herren Mitarbeiter — Anzeigen

Zur Sedanfeier

Ob unsre Leser von uns ein Wort zur Sedanfeier er-ten?

Es wird so unendlich viel geschrieben und geredet in diesen gen, daß man fast in Versuchung kommt, die große Erinne-g durch Schweigen zu ehren.

Denn eine große Erinnerung ist es. Dieser märchenhafte geszug, der unsrer Nation beschieden war, mit seinen Helden, er Blutsbrüderschaft entfremdeter deutscher Stämme, seiner serkrone. Und in den Tagen von Sedan hat das welt-chichtliche Drama seinen Höhepunkt erreicht: die Spannung bis dahin aufs äußerste, um dann in der Behauptung und estigung des Errungnen sich auszulösen; wers noch mit er-hat, der weiß das. So konzentrirt sich im Andenken Sedan die ganze große Erinnerung an Krieg, Sieg und den.

Wie wollten wir uns mitfreuen, wenn wirs unserm deut-Volke zutrauten, daß es in aufrichtiger Dankbarkeit sich gte vor diesem Erbe vergangnen Geschicks und Gott die e gäbe!

Es wird ja gepredigt und gebetet. Es gehen ernste Ge-ken durchs Herz. Auch die Gräber und die Kreuze drauf en dafür. Alte Wunden schmerzen. Die Siegesfreude ver-t den Schmerz; beide weisen nach oben die, die sich weisen n wollen. Aber wie viel von den ernsten Gefühlen und Ge-ken geht wieder unter in Lärm und Gelage, oder im Ge-be der Alltäglichkeit!

Der Gewinn an idealen Gütern, den wir aus dem sieb-r Kriege mitheimgebracht haben, war verhältnismäßig gering; der Gewinn aus der fünfundzwanzigjährigen Erinnerung zer sein?

Fünfundzwanzig Jahre liegen dazwischen: was hat unser sches Volk da geleistet? Kulturkampf, Kolonialpolitik, Sozial-rm, Bismarckwirren — das sind vier Kapitel, die doch eßlich des Unerfreulichen viel mehr in sich schließen als des reulichen. Sind wir in dieser Zeit besser, frömmer, tüch-r geworden? Je lebendiger die Größe der siebziger Ereig-e vor unsern Augen wird, desto kleiner und kläglicher er-int die Arbeit, die wir seitdem geleistet haben.

Nur von der Sozialreform ein Wort. Für viele, auch die heute Maßgebenden, ist das Mögliche in ihr geleistet; hen dünkt es schon zu viel. Ein böses Mißtrauen gewinnt Oberhand, daß alles nichts nütze, daß Gewalt der einzige utz bleibe für „Thron und Altar." Man kommt nicht zur ude an dem Aufwärtsstreben des vierten Standes und et die Weise nicht, diese treibende Kraft zum Wohle des zen nutzbar zu machen. Man redet vom Schutz der höchsten er und hegt unter diesem Schein den Eigennutz der Be-zugten. Wäre mehr Liebe da, echte Liebe, wie Christus sie seinen Jüngern gegeben hat, man gäbe nicht sobald um einiger böser Erfahrungen von Undank, Thorheit und Bosheit willen dasselbe Volk auf, das man in seinen Veteranen feiert!

Aber das sind Worte, die will man heute vielfach auch in der Kirche nicht hören.

Die Erinnerungen sind groß, die Aufgaben größer. Wir gehören nicht zu denen, die verzweifeln. Fünfundzwanzig Jahre sind ein kurzer Zeitraum, wenn man bedenkt, was unser deutsches Volk alles in dieser Zeit bewältigen sollte. Die neue Weltstellung unter den Mächten, die neuen politischen Ver-hältnisse im Innern, die neuen sozialen Fragen, die scheinbar so unzeitgemäßen kirchlichen und religiösen Kämpfe: wahrlich, ein voll, gerüttelt und überflüssig Maß von schweren, nicht im Handumdrehn zu lösenden Aufgaben. Und es regen sich doch Kräfte, sie zu bewältigen, unter all dem Wirrwarr und Taumel. Wir als Christen legen unsre Sorgen und Hoffnungen in Gottes Hand. Es giebt nur zwei Möglichkeiten: Niedergang oder Aufgang. Aber der Christ weiß, auch durch Gerichte gehts zur Erneuerung. So legen wir uns nicht aufs Zukunft-deuten, sondern thun getrost unsre Pflicht. Aber es soll uns niemand schelten, wenn uns die Erinnerung an jene große Zeit mehr in die Stille treibt als unter das Getümmel der festlichen Menge. R

Balfour über das gute Recht der christlichen Weltanschauung und den modernen Naturalismus

8. Konsequenzen

Der allergrößte Teil unsrer Ueberzeugungen auf allen Wissensgebieten ruht auf Autorität, d. h. auf nicht-rationalen Grundlagen. Das ist das Ergebnis von Balfours bisherigen Untersuchungen. Daraus folgt nun aber eins mit Notwendigkeit: dann dürfen wir vor allen Dingen keinen Unterschied zwischen den verschiednen Ueberzeugungen machen, da eben kein Unterschied vorliegt. Die Urteile über die materielle Welt stehen auf keinem andern oder festerm Boden als alle übrigen. Der Satz: Es giebt eine unabhängige materielle Welt, beruht zuletzt auf denselben Bedingungen wie der: Es giebt einen Gott. Und wenn die Ueberzeugungen, die uns aus der sinn-lichen Wahrnehmung kommen, sich mit einer gewissen Not-wendigkeit aufdrängen, die den andern nicht in dem Maße eigen ist, so hat das seinen Grund darin, daß die Natur in die Menschheit ein naives Vertrauen zu der Richtigkeit der Sinnen-wahrnehmung gelegt hat, weil wir einfach lebensunfähig sein würden, wollten wir bei unserm Handeln immer erst auf eine theoretische Rechtfertigung unsrer Urteile über die Sinnenwelt warten.

Es steht daher durchaus nicht mit vernünftigem Denken

in Widerspruch — denn zu unserm Ergebnis über den Ursprung unsrer Ueberzeugungen sind wir nur durch den freisten Gebrauch unsrer Vernunft gelangt —, wenn wir uns nach einer umfassendern Weltanschauung umsehen, die, wenn sie auch schließlich auf Postulate zurückgeht, die unsern Bedürfnissen entspringen, doch wenigstens auf die Seiten unsrer Natur Rücksicht nimmt, die uns über unsre tierischen Vorfahren erheben. Wenn man sagt, wir ließen uns hierbei vom Wunsche leiten, so thun wir nur mit Bewußtsein, was die naturalistische Theorie unbewußt thut. Denn jedes Urteil über die Erscheinungswelt gründet sich, wie wir sahen, auf das stillschweigende Postulat, daß zwischen uns selbst und der Außenwelt eine bestimmte Beziehung besteht. Sollten wir nicht das Recht haben, eine gleiche Beziehung anzunehmen zwischen dem Universum und andern Seiten unsrer Natur? Wir wollen eine Weltanschauung, die dem menschlichen Bewußtsein in weitestem Umfange Rechnung trägt.

Es ist natürlich, daß man fragt, welches denn die unveränderlichen, feststehenden Lehrstücke sind, die als heiliges Vermächtnis von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben werden sollen. Nun soll man aber hier kein Verzeichnis von Glaubenssätzen oder Definitionen erwarten. Nur soviel kann man sagen: jene Sätze dürfen jedenfalls nicht erklärender Natur sein.*) Es müssen Sätze sein, die eine historische Thatsache aussprechen, z. B. Cäsar ist tot; oder ein sittliches Gebot: Stehlen ist unrecht; oder solche, die ein umfassendes Prinzip enthalten: Die Natur ist gesetzmäßig; oder: Es giebt einen Gott. Alle diese Sätze haben für verschiedne Personen und Zeitalter verschiedne Bedeutung. Aber das verträgt sich sehr wohl mit ihrem Werte als Vehikel für die Fortpflanzung der Wahrheit — es liegt in ihrem Wesen:

Wenn ihre Bedeutung von einer Generation erschöpft werden könnte, so würde sie für die nächste falsch sein. Eben weil sie mit immer reicherm und reicherm Inhalt erfüllt werden können, während unsre Erkenntnis allmählich zu vollerer Harmonie mit der ewigen Realität heranwächst, darum können sie zu den kostbarsten unsrer unveräußerlichen Güter gezählt werden. (S. 278)

9. Das gute Recht des Theismus

Es ist nicht schwer zu erraten, wie der Gedankengang von dem Satze aus, daß man keinen prinzipiellen Unterschied zwischen den verschiednen gleichartig entstandnen Ueberzeugungen machen dürfe, fortschreiten muß. Hat die Naturwissenschaft, um die materielle Welt verständlich zu machen, den Gedanken der Gesetzmäßigkeit der Natur angenommen, der erfahrungsmäßig nicht festzustellen ist, so liegt für sie auch kein grundsätzliches Hindernis vor, den Gottesgedanken in sich aufzunehmen, um den Weltprozeß im rechten Lichte zu verstehen. Bleibt doch die bloße Thatsache, daß wir erkennen, unerklärlich, wenn wir nicht ein göttliches Wesen denken, das auch die Kraft in sich schließt,

*) Es charakterisirt Balfours dogmengeschichtliche Auffassung, wenn er den obigen Satz zu illustriren sucht durch den Hinweis auf „den bleibenden Wert, den die Resultate der großen kirchlichen Streitigkeiten der ersten vier Jahrhunderte für das Christentum gehabt haben, verglichen mit dem der mehr vorübergehenden Spekulationen späterer Zeiten. Denn was für eine Meinung der Leser auch haben mag von den Entscheidungen, die die Kirche in der Trinitätslehre traf, so viel ist zum mindesten klar, daß sie nicht den Charakter von Erklärungen hatten. Sie waren in der That gerade das Gegenteil. Sie waren die Negation von Erklärungen. Die verschiednen Häresien, die die Kirche bekämpfte, waren, allgemein gesagt, sämtlich Versuche, das Mysterium soweit wie möglich in Harmonie mit zeitgenössischen Spekulationen zu bringen, gnostischen, neuplatonischen oder rationalistischen, es von dieser oder jener Schwierigkeit zu befreien: kurz, etwas zu seiner Erklärung beizutragen. Die Kirche war der Meinung, daß alle derartigen Erklärungen . . . . dem in der christlichen Offenbarung wesentlich enthaltenen Gottesgedanken unheilbare Verarmung bringen würden. Man bestand auf Beibehaltung dieser Gottesidee in all seiner unerklärbaren Fülle; und so ist es gekommen, daß, während solche Vereinfachungen, wie z. B. die der Arianer, der modernen Denkart so fremd und unmöglich sind, daß sie das Christentum zerstört hätten, wären sie in dasselbe aufgenommen, — die Lehre von der Gottheit Christi der Anbetung von Millionen frommer Seelen noch innere Wahrheit und Leben verleiht, die nichts ahnen von dem Streit, dem sie die Erhaltung dieser Lehre verdanken, noch von der Sprachtechnik, die die Verhandlungen mit sich brachten."

die wir Vernunft nennen. Freilich würde der Gottesgedan uns nur sagen, daß Gott die Welt geschaffen hat, nichts gegen über das Wie? Aber dasselbe Problem tritt an Naturwissenschaft heran in jeder Menschenseele, die auf Umgebung einwirkt. Dieser Schwierigkeit sucht man sich frei dort „durch einen unmöglichen Akt geistigen Selbstmords" entziehen. Aber wer von uns verlangt, wir sollten unsre sönliche Einwirkung auf unsre Umgebung für Einbildung hal der mag zwar vieles gegen eine religiöse Weltanschauung zuwenden haben, — den Vorwurf sollte er aber doch lie fallen lassen, daß die Religion von ihm verlange, Unglaubli zu glauben.

Natürlich ist es unmöglich, aus der reinen Naturwiss schaft den Gottesbegriff abzuleiten, den die Theologie vert Man kann wohl von da aus auf den Gedanken eines Gottes Macht und der Vernunft kommen, aber z. B. auf das Prob des Uebels in der Welt würde dieser Gottesbegriff keine wort geben. Die Wissenschaft sollte jedoch aus jener ungelö Frage kein Kapital schlagen. Denn dies Problem hat religiöse Welt längst beschäftigt, ehe es eine organisirte Wiss schaft gab. Außerdem hat später die Wissenschaft thatsäch die Last des Problems weder vermindert noch vergrößert, wer die Religion kennt, der weiß, von welchem Werte ger diese Frage für die Vertiefung des religiösen Lebens ist.

Es ist bekannt, daß die Wunderfrage für Unzählige Stein des Anstoßes in der religiösen Weltanschauung ist. die Schwierigkeit, die darin liegt, sollte man nicht im wieder auf die Verletzung der „Naturgesetze" hinausspie Sobald man diesem Gedanken kritisch zu Leibe geht, wird unfaßbar. Einen klaren Begriff giebt er jedenfalls nicht, ebe wenig wie die Naturwissenschaft über das Verhältnis der sondern „Gesetze" zu der allgemeinen Gesetzmäßigkeit et Befriedigendes zu sagen weiß. Eher könnte man auf die Fr der historischen Bezeugung den Finger legen. Das ist ein Begriff, der bei verschiednen Leuten ganz verschieden a sieht, entsprechend der psychologischen Atmosphäre, in der je lebt. Er ist jedenfalls keine einheitliche Größe. Die Wun frage muß sich mit der Möglichkeit „vorzugsweisen Wirke (preferential action) bei Gott auseinandersetzen, und die erg sich mit Notwendigkeit aus der sittlichen Seite des Got begriffs. Denn Gott kann, wenn wir ihn in sittlichen K gorien denken, nicht gleichgiltig auf Gut und Böse schauen.

Während man einst annahm, die materielle und organische sei „aus einem Stück" geschaffen, und einen sinnreichen Plan Schöpfers nur in der maschinenartigen Anordnung ihrer Teile f hat die Naturwissenschaft jetzt einen Gedanken*) angenommen, immer ein wesentlicher Bestandteil der christlichen Anschauung vom lichen Wirken gewesen ist, hat diesem Gedanken eine ungeahnte dehnung gegeben, ihn auf die ganze organische und anorganische angewandt und ihn der Theologie bereichert, gekräftigt und entwick zurückgegeben. Können wir denn an Entwicklung in einer gottgeschaf Welt denken, ohne dem Schöpfer den Gedanken einer allmählich au führten Absicht zuzuschreiben? . . Und wenn nicht, kann man dann Gedanken abweisen, daß die natürliche Entwicklung der Wissenschaft etwas einschließt von der Art des „vorzugsweisen Handelns" Go einen Gedanken, der so schwer zu begreifen ist und den wir doch unn lich aufgeben können? (S. 330)

10. Der Schritt zum christlichen Theismus

Nach allem bisher Gesagten würde es zu wenig behau sein, daß ein „lebendiger Gott" keinen Grund zum St zwischen Theologie und Naturwissenschaft bietet. Diese bra sogar eine solche Voraussetzung. Wenn wir einmal erka haben, daß jede vernunftmäßige Ueberzeugung sich auf irrationale Wurzel zurückführen läßt, daß die Vernunft naturwissenschaftlichen Standpunkte selbst Naturprodukt ist, d werden wir schließlich in bloßer Selbsterhaltung auf eine hö Vernunft hingedrängt, an die wir glauben müssen, wenn überhaupt an etwas glauben. Die bloße Annahme, daß Wissenschaft keine Illusion ist, führt uns auf den Gedan einer höchsten Vernunft, die mit besondrer Vorsehung wa Müssen wir dann nicht auch für die Sittlichkeit einen sittlic

*) Den Entwicklungsgedanken.

ttesbegriff postuliren? Wohl führen auch wir auf dem
den der Entwicklungstheorie die höchsten sittlichen Regungen
ursprüngliche zum Teil niedrige Triebe zurück, aber dieser
sprung diskreditirt sie nicht mehr, weil wir diese Entwicklung
Lichte des göttlichen Weltplanes betrachten. In dieser Er-
tnis dürfen wir alles auf Gott zurückführen, dürfen wir
) das höchste Gefühl der Schönheit, das unser Herz trifft,
einen Schimmer göttlicher Schönheit erfassen:

Das ist in der That mein Glaube. Und hier verlieren die Unter-
de des Geschmacks alle ihre Härte. Denn wir gleichen den Gliedern
r langen Prozession, die sich am Ufer eines sonnenbeschienenen Sees
ang zieht. Zu jedem einzelnen hin streckt sich auf der Wasserfläche
bewegliche Straße scheinenden Glanzes, wo das Wellengekräusel das
t in dieser Richtung auffängt und zurückwirft, während zur Rechten
zur Linken die Wasser, die vor des Nachbarn Auge im Sonnen-
ze schimmern, für ihn trüb und gleichförmig daliegen. So können
alle in gleicher Weise sich des lieblichen Anblicks freuen. So danken
alle ihre Freude der ewigen Quelle. Und wenn die Dinge, von
n ein jeder seinen Anteil an dieser Freude empfängt, voll unend-
r Mannigfaltigkeit sind — sollen wir das bedauern? (S. 326)

Wenn wir so alle unsre Ueberzeugungen auf einen har-
nischen Urgrund zurückführen wollen, dann müssen wir offen-
die gewöhnliche Unterscheidung von natürlich und über-
ürlich überschreiten; dann können wir das Vorsehungswalten
tes nicht auf die religiösen Erscheinungen beschränken, die
unsrer Auffassung von der strikt natürlichen Ordnung der
lt nicht fügen wollen. Jede Vermehrung des Wissens
Naturwissenschaft, Ethik und Theologie beruht auf dem Zu-
menwirken der göttlichen Macht, die inspirirt*), und der mensch-
en Seele, die assimilirt. Die Sphäre des göttlichen Ein-
ses auf die Ueberzeugungen der Menschen existirt dann als
Ganzes, und es ist nicht unwichtig, diese allgemeine In-
ration zu beachten, ehe man ihren Charakter auf besonderm
iete ins Auge faßt. So verstanden ist allerdings die In-
ation an kein Alter, kein Land, kein Volk gebunden. Wenn
ch jemand an dieser Verallgemeinerung des Begriffs Inspiration
toß nimmt, so sei bemerkt, daß er gewählt ist, weil kein
res Wort so deutlich das göttliche Element in der Bildung
Ueberzeugungen ausdrückt. Und außerdem sagt das, was
über Inspiration als eine Quelle der Ueberzeugung (des
ubens) gesagt haben, nichts gegen den Charakter gewisser
spiele von Inspiration als eine Autorität für den Glauben.
n Fragen wie die, ob es in religiösen Dingen eine Autorität
e, die in der Ethik wie in der Naturwissenschaft ohne Parallele
, gehören in die Theologie selbst, nicht in eine Einleitung.

Fassen wir die Betrachtungen zusammen, so können wir Bal-
rs Meinung kurz dahin ausdrücken: die große Masse unsrer
urwissenschaftlichen, ethischen und theologischen Ueberzeugungen
en ein zusammenhängenderes, befriedigenderes Ganze, wenn
von dem Gedanken eines lebendigen Gottes beherrscht wird.
ist nur ein Schritt weiter zu der Frage, ob nicht eine noch be-
digendere Ordnung und Einheit sich uns bietet in christlicher
ssung unsrer Gesamtanschauung.

Freilich mancher, der sich einer theistischen Weltanschauung
t verschließen möchte, schreckt gerade vor dem christlichen
eismus zurück. Die Menschwerdung Gottes macht seinem
nken zu große Schwierigkeiten. Aber liegen nicht diese
wierigkeiten außerhalb des Bereiches der Naturwissenschaft?
re Methode hat hier nichts mehr zu sagen. Außerdem: hat
on jemand uns das Geheimnis unsers Daseins erklären
nen? — Dennoch leben wir. Ist es etwas so Erstaunliches,
nn das Geheimnis des christlichen Glaubens, die Mensch-
rdung Gottes, sich induktiver Behandlung entzieht? — Freilich
historische, auf menschlicher Bezeugung beruhende Seite des
ristentums scheint sich doch der wissenschaftlichen Kritik unter-
rfen zu müssen! Allein die „historische Methode“ hat ihre
enzen.

Denn . . . es ist nicht schwer einzusehen, daß unser Urteil über
hrheit oder Unrichtigkeit eines bestimmten geschichtlichen Berichts teils
der Meinung abhängt, die wir von der Glaubwürdigkeit des Ver-
ers haben, teils von der Ansicht von dem Werte seiner Informations-

*) Es ist wichtig, zu beachten, wie Balfour durch diesen Gedanken
frühere Diskreditirung der Wissenschaft wettzumachen und dem Vor-
rf des Skeptizismus zu begegnen sucht.

mittel, teils von dem Grade der Wahrscheinlichkeit, die die von ihm berichteten Thatsachen in sich tragen. Diese Dinge sind aber keine „unabhängigen Größen,“ die man besonders abmessen könnte, bevor ihre Resultate erwogen und zusammengefaßt sind. Im Gegenteil, es ist offenbar, daß in vielen Fällen unsre Ansicht von der Glaubwürdigkeit und Kompetenz der Zeugen durch die Meinung modifizirt wird, die wir von der innern Wahrscheinlichkeit des Berichteten haben, und daß diese . . . wiederum von Erwägungen abhängt, über die keine historische Methode uns irgend welchen endgiltigen Aufschluß geben kann. In den meisten Fällen müssen ohne Zweifel diese Vorfragen über die Wahrscheinlichkeit ausschließlich oder hauptsächlich mit historischen Gründen entschieden werden, und wenn die wissenschaftlichen Gründe ausgehen, mit einer Art historischen Instinkts. Aber es giebt andre allerdings seltene Fälle, zu deren Betrachtung wir umfassendere Grundsätze aus einer weitern Welttheorie heranbringen müssen, und zu diesen sollten wir in erster Linie . . . die ersten Urkunden der Christenheit rechnen. (S. 337)

Die Ueberzeugung, die wir von dem ethischen Werte des Christentums haben, muß notwendigerweise die Stimmung beeinflussen, in der wir an die geschichtlichen Dokumente des Christentums herantreten. Der sittliche Wert des Christentums andrerseits muß darnach bemessen werden, wie weit es fähig ist, des Menschen tiefste Bedürfnisse zu stillen, die durch die von der Wissenschaft heraufgeführten Probleme nur immer brennender und tiefer gemacht werden. Man denke z. B. an die Stellung, die der Mensch im Lichte der Wissenschaft seit Kopernikus im Weltall einnimmt. Für den Sänger des achten Psalms konnten die Worte: „Was ist der Mensch, daß du seiner gedenkest!“ nicht entfernt die drückende Wucht haben, die sie jetzt im Lichte der Wissenschaft haben. Die christliche Weltanschauung nimmt diesen Druck von uns. Sie wirft alle Maßstäbe über den Haufen, an denen wir sonst die Größe des Weltalls messen möchten. Denn wir wissen, daß vor Gott die Festigkeit der Himmel viel weniger bedeutet als das Wachstum einer einzigen Seele. Oder wenn wir als Geschöpfe von Fleisch und Blut mit Versuchung und Entmutigung kämpfen, verwirrt und geängstigt durch Vererbungstheorien; wenn die Wissenschaft in tausend Weisen uns zuflüstert, daß unser geistiges Leben in steter Knechtschaft an den sinnlichen Leib gefesselt sei, — so giebt es keine sichrere Befreiung von der Last dieser Gedanken als das Ergreifen der großen Wahrheit, die in der christlichen Lehre von der Menschwerdung Gottes liegt. Und endlich: was hilft es, wenn der Philosoph dem schmerzgeplagten Menschen tröstend zuredet: wenn er die Welt als Ganzes überschauen könnte, so würde er seine Pein als ein notwendiges Element für die Harmonie des Ganzen erkennen; oder wenn gewisse Theologen ihn darauf hinweisen, daß sein Leid durch erbliche Verderbnis erklärt und gerechtfertigt sei? — er wird denken, sie verhöhnen ihn.

Was wir brauchen, ist ein so lebendiger Glaube an das Band, das Gott und Mensch verbindet, daß gar kein Raum mehr bleibt für ein hilfloses Murren gegen die feste Ordnung . . ., das beim Anblick unverdienten Leides so leicht in uns aufsteigt. Diesen Glauben haben die, die die christliche Form des Theismus in ihrer ganzen Kraft empfinden. Denn sie verehren Einen, der nicht ein fernstehender Erfinder einer Welt ist, deren Weh ihm gleichgiltig ist. Wenn sie leiden, — hat er nicht auch für sie gelitten? Wenn Leid nicht immer auf den Schuldigsten fällt, — war er nicht unschuldig? . . . Es ist wahr, daß solche Glaubensgedanken durchaus nicht alle unsre Zweifel lösen und uns Erklärung bieten. Aber sie geben uns mehr als Erklärungen. Sie stillen, oder vielmehr die ewige Realität, die hinter ihnen steht, stillt eins unsrer tiefsten sittlichen Bedürfnisse; ein Bedürfnis, das nicht im entferntesten im Abnehmen begriffen zu sein, vielmehr mit dem Wachstum der Zivilisation zu wachsen scheint, und das uns immer schärfer erfaßt, je mehr die Härte früherer Zeiten dahinschwindet (S. 354).

Und je mehr wir uns in das Wesen des Christentums vertiefen, um so deutlicher erkennen wir, daß diese Religion nicht nur eine Reform war, die vielleicht für eine vergangne Epoche in der Geschichte der Kultur und Zivilisation gerade recht war, sondern daß sie eine Form des Gottesglaubens bietet, deren wir jetzt dringender bedürfen, denn je zuvor.

P J

Ueber die biblischen Wunder

wird seit Jahrzehnten in der mannigfachsten Weise hin und her verhandelt. Der neueste höchst interessante Beitrag zu dieser Frage ist die kleine Schrift von dem Pariser Professor der

protestantischen Theologie D. E. Ménégoz: Der biblische Wunderbegriff (mit Nachträgen deutsch herausgegeben von D. A. Baur, Freiburg und Leipzig 1895, J. C. B. Mohr. 59 S. 80 Pfg.). An der protestantisch-theologischen Fakultät zu Paris besteht die Sitte, das Studienjahr durch eine öffentliche Vorlesung eines Mitglieds der Fakultät zu eröffnen. Im vergangnen Jahre hatte Ménégoz diese Aufgabe übernommen; in dem genannten Schriftchen liegt nunmehr sein Vortrag in trefflicher deutscher Uebersetzung vor, vermehrt noch durch einige Nachträge, die ihren Ursprung der lebhaften Kontroverse verdanken, die sich in Frankreich an Ménégoz' Vortrag anknüpfte. Auch in Deutschland werden die Ausführungen des Verfassers voraussichtlich Aufsehen erregen und hoffentlich auch unter den Lesern der Christlichen Welt manche Freunde oder wenigstens eifrige Leser finden. Ménégoz behandelt allerdings nur eine einzige Seite der ganzen Frage: nicht die Geschichtlichkeit der biblischen Wunder, nicht ihre verschiednen Arten, nicht ihre psychologischen und physiologischen Gesetze, nicht ihre Ursachen und Wirkungen, sondern nur das eine Problem: welches sind die Vorstellungen, die die biblischen Schriftsteller selbst mit den wunderbaren Thatsachen verbunden haben, und welche Belehrungen ergeben sich daraus für unser religiöses Leben?

An der Hand zahlreicher Beispiele (besonders aus Matth. 8 und 9) zeigt Ménégoz, daß die biblischen Schriftsteller ebenso wie alle andern Menschen ihrer Zeit — Gebildete und Ungebildete, Fromme und Gottlose — unter „Wundermacht" die Herrschaft über die Naturkräfte und Naturordnung verstehen und unter „Wundern" solche Thatsachen, die dem natürlichen Gang der Dinge zuwiderlaufen oder — modern ausgedrückt mit einem Begriffe, von dem man in jener Zeit freilich nur ganz unentwickelte Vorstellungen hatte — den Gesetzen der Natur widersprechen. Nur zuweilen werden als „Wunder" auch solche Ereignisse betrachtet und bezeichnet, die außerordentlicher Art, aber nicht gegen die Naturordnung sind. Wir sind als Christen nicht gehalten, an die Wahrheit aller dieser Erzählungen zu glauben. Ganz abgesehen davon, daß die Berichte zum Teil verhältnismäßig spät aufgezeichnet sind, und daß nur die Aufrechterhaltung der alten Inspirationslehre, die jetzt auch von den Orthodoxen aufgegeben ist, eine Kritik der einzelnen Wunderberichte verhindern könnte: Jesus selbst hat das Weiterverkünden seiner Wunderthaten mehrfach verboten und auf keinen Fall den Wunderglauben zur Heilsbedingung gemacht. Gewiß soll man auch bei dieser Frage die Schwachen schonen:

Aber daß man aus Rücksicht auf die Schwachen den Starken eine kräftigere Speise verweigere, das ist ein verhängnisvoller Fehler, der dem Gedeihen der Kirche unberechenbaren Schaden bringt.

Ménégoz wendet sich nun gegen die landläufigen Methoden, die Wunder zu verteidigen. Die Einen suchen darzuthun, daß gewisse natürliche Erscheinungen bestimmten Wundern entsprechen. Ihr Triumph wird ihre Niederlage: die natürliche Erklärung einer Thatsache zerstört ihren Charakter als Wunder und nimmt ihr alle religiöse Bedeutung. Die Andern weisen darauf hin, daß auch die wissenschaftliche Erklärung schließlich überall bei Mysterien, bei unerklärlichen Zusammenhängen angelange, daß also ein Wunder eigentlich nichts Außerordentliches sei. Allein „wenn alles ein Wunder ist, so ist nichts ein Wunder," und mit dem Nachweis der allgemeinen Möglichkeit und Denkbarkeit von Wundern ist ihre Wirklichkeit noch nicht bewiesen. Die Dritten verzichten grundsätzlich auf jeden wissenschaftlichen Wunderbeweis; sie bekennen, ohne sich um die wissenschaftlichen Einwürfe zu kümmern, ohne weiteres ihren Glauben an das Wunder. Allein:

Zur wirksamen Kraft dieses Zeugnisses reicht es nicht aus, nur kategorische Behauptungen aufzustellen. Den Worten müssen auch die Thaten, die Handlungsweise, das ganze Benehmen entsprechen.

Nun aber vermeiden diese Wundergläubigen doch mit Sorgfalt, über unbequeme Wunder, z. B. Teufelaustreibungen, zu reden und Exorzismus zu üben:

Nachdem unsre Theologen ihren Glauben an die Wundererzählungen der Bibel bekannt und theoretisch erklärt haben, daß Gott noch fortfahre, Wunder zu thun, leben sie, als ob die Periode der Wunder schon seit achtzehn Jahrhunderten geschlossen sei.

Die Vierten endlich helfen sich, indem sie die Wunder durch

allegorische Erklärung auf das geistige Gebiet übertragen so eliminiren. Allein diese allegorische Deutung ist nur ebenso faule wie bequeme Ausflucht. Jesus hat z. B. nie d gedacht, die Schriftgelehrten und Pharisäer zu exorzisiren, sie von ihrer Selbstgerechtigkeit und Habsucht zu befreien; hat auch nie die Bekehrung der Seele ein „Wunder" gena

In Wahrheit giebt es heutzutage keinen einzigen protestanti Theologen mehr, der mit voller Ueberzeugung die Anschauungen M der Propheten, Jesu Christi, der Apostel, der Theologen des Mittela und selbst der Reformatoren über das Wunder teilt. . . [Bei den ge wärtigen Theologen] bemerken wir einerseits eine große Uebereinstimm in ihrem Glauben an die allmächtige und barmherzige Wirksamkeit G in der Gegenwart und in unserm täglichen Leben. Hier besteht eine ständige Einigkeit unter den Gläubigen. Es thut not, daß sie sich dessen bewußt werden, als es bisher geschehen ist, und daß die Verschiede ihrer Urteile in Bezug auf geschichtliche Begebenheiten ihre Herzen, in demselben Glauben einig sind, nicht trenne. Andrerseits beme wir ebenfalls bei allen Christen eine vollständige Einigkeit in i wissenschaftlichen Ueberzeugungen. Welcher theologischen Richtung nun auch angehören mögen, so glauben wir doch fest an die Naturge Und wenn wir auch in der Theorie die Möglichkeit von Modifikati bei scheinbar regelmäßigen und unveränderlichen Erscheinungen zug so thun wir es doch nur unter Beziehung dieser eventuellen Modi tionen auf uns bisher noch unbekannte Gesetze und nicht auf eine au blickliche Aufhebung der Thätigkeit der von der Wissenschaft sicher widerspruchslos festgestellten Gesetze. Wir glauben nicht mehr an Wunder im Sinne einer Abweichung von den Naturgesetzen. Dies und offen anzuerkennen, verpflichtet uns die Aufrichtigkeit.

Wie führt nun Ménégoz uns weiter? Als den Kern biblischen Wundererzählungen bezeichnet er „den Glauben, Gott unter gewissen Umständen unmittelbar in den Lauf Dinge eingreift." Auch bekennt er seine Ueberzeugung:

daß Jesus durch die Macht seines Wortes eine große Anzahl außerordentlichen Heilungen vollzogen hat, die das Volk und J selbst und seine Jünger als Wunder ansahen. Allein für unsern giösen Glauben ist die Geschichtlichkeit der Thatsachen minder wi als deren Deutung durch die heiligen Schriftsteller.

Die Thatsächlichkeit der einzelnen Wunder zu bewe ist nicht möglich. Aber:

Mag der Wunderbericht wahr oder sagenhaft sein, — wenn Erzähler daran geglaubt hat, so hat sein Glaube einen Wert für nämlich einen religiösen Wert. In diesem Glauben lebt die reli Wahrheit. In ihm enthüllt uns Gott seine verborgne geheimnis Thätigkeit in der Welt. Und in diesem Gedankenkreis ist das Zeu Christi für uns die höchste Offenbarung der Wahrheit.

Was lernen wir nun aus dem religiösen Bewußtsein für unsre Frage? — Jesus lehrt uns Gott als unsern Vater trachten. Aus diesem Gleichnis des Familienvaters und se Verhältnisses zu den Kindern folgt erstens das Recht des gemeinen christlichen Vorsehungsglaubens, d. h. die Gewißl daß Gott als unser Vater für uns sorgt, auch ohne daß ihn bitten; zweitens aber die Gewißheit der besondern Geb erhörung, d. h. des göttlichen Handelns, mit dem Gott auf u Bitten in den regelmäßigen normalen Gang der Dinge eingr

Das Wunder ist die Erhörung des Gebets. Und d Erhörung erfolgt ohne irgend eine Verletzung der Nat gesetze.

Auf den Einwand der Deterministen antwortet Méné Folgendes:

Wir, die wir auf das Zeugnis unsers Gewissens hin an die F heit glauben, vollziehen täglich dieses Wunder, und zwar eben da daß wir uns die Naturgesetze nutzbar machen. Diese Gesetze trete den Dienst unsers Willens. Und der himmlische Vater sollte diese M nicht haben? Er sollte weniger frei sein als irgend ein Mensch Erden? Er sollte entweder nicht imstande sein, uns unsre Bitte gewähren, oder gezwungen sein, die Naturgesetze zu verletzen, um zu willfahren? — Aber was sind denn diese Gesetze anders als Ausdruck seines Willens? Es ist eine sonderbare Art, Gott zu begrei wenn man ihm eine fremde Macht, Natur genannt, und unabhän Wesenheiten, Gesetze geheißen, gegenüberstellt. Der wahre, leben Gott ist nicht nur der Herr der Natur und ihrer Gesetze; das g Weltall ist nichts andres als der Ausdruck seines Willens. . . . Für Alten ist das Wunder ein freier göttlicher, den Naturgesetzen zuwid laufender Akt; für uns ist es eine freie, göttliche, den Naturgese gemäße That. So verkündigen wir laut und freudig unsern Glau an das Wunder; wir betonen scharf die freie Thätigkeit Gottes die Erhörung des Gebets und bekämpfen entschlossen den Determinism der unser Leben in seinem geist- und herzlosen Triebwerk zermal möchte.

Drei zusammenfassende Aeußerungen Ménégoz' mögen Schluß machen:

Der Gegensatz, den die alte Orthodoxie zwischen Glauben und Bissen aufgestellt hat, ist mehr als ein Unglück; unter dem Schein der römmigkeit ist er eine schädliche Lehre, die manche religiöse Gemüter om Evangelium wegtreibt, die sehr geneigt wären, sich demselben an-uschließen, aber sich dafür nicht entscheiden können, weil man von ihnen n Namen des Evangeliums die Verleugnung wissenschaftlicher Ueber-eugungen fordert, deren Wahrheit sich ihrem Denken unwiderstehlich auf-edrängt hat.... [Die rechte neue Theologie] glaubt an die Unveränder-ichkeit der Naturgesetze und weist jede Lehre zurück, die im Namen der Religion die Verletzung dieser Gesetze predigt; und sie glaubt an die Vaterschaft Gottes und weist jede Lehre zurück, die im Namen der Wissenschaft die göttliche Vorsehung und die Erhörung des Gebetes eugnet. Und die Einheit dieses doppelten Prinzips findet sie im Glauben n den wahren lebendigen Gott, der seinen Willen ebensosehr in den Naturgesetzen wie in den Gnadenerweisungen zum Ausdruck bringt, die t seinen Kindern zu teil werden läßt.... So erscheint uns das Wunder, die Erhörung auf einmal als etwas Natürliches, als eine lementare religiöse Wahrheit. Und das ist sie auch in der That. Sie t eine Grundwahrheit, ein religiöses Axiom, ohne das die Religion icht mehr Wahrheit hat als die Astronomie ohne die Gesetze der Gra-itation. —

Diese Proben und die skizzenhafte Darlegung des Gedanken-anges der sehr anregenden Schrift mögen heute genügen. Vielleicht bietet uns demnächst eine berufnere Feder eine zu-ammenhängende, gründliche Auseinandersetzung mit den Aus-ührungen des französischen Theologen. W B

Geistliche Gedanken eines Nationalökonomen

Unter diesem Titel*) hat uns das neue Jahr eine herr-iche Schrift des im vergangnen Jahre heimgegangnen Leipziger Nationalökonomen Wilhelm Roscher gebracht. Ein frommer Mann tritt uns in diesem Buche entgegen, dessen inneres eben sich abspiegelt in schönen, geistreichen, gemütvollen Urteilen ber religiöse und sittliche Fragen, die das Leben ihm zur Be-ntwortung vorgelegt hat. Die kräftige, dabei liebenswürdige Gestalt eines deutschen Gelehrten fesselt den Leser durch die nge Verbindung von lebendiger Persönlichkeit und ernster, wissenschaftlicher Thätigkeit, von der man den Eindruck empfängt, ieser Mann hat für die ewigen Ziele der Menschheit gelebt.

Die geistlichen Gedanken sind ein nachgelassenes Werk ihres Verfassers, in Pietät von dem Sohne herausgegeben. Ein Vor-ort des Herausgebers giebt ein weite Kreise wohl sehr inter-ssirendes dankenswertes Lebensbild dieses bedeutenden Mannes. Die Aufzeichnungen selbst zerfallen in zwei Teile. Der erste eil enthält tagebuchartige Notizen und Urteile, deren Inhalt Tischgesprächen, im trauten Familienkreise geführt, entnommen t, der zweite Teil bringt geistliche Gedanken, die in schon rüher veröffentlichten volkswirtschaftlichen und politischen Werken es Verfassers sich vorgefunden haben.

Ein theologisches oder ethisches System läßt sich aus den Aufzeichnungen Roschers nicht herstellen; er spricht sich mit rückhaltloser Offenheit über alles, was ihn und andre bewegt, us. Der Kreis der Fragen, der in die Erörterung hinein-ezogen wird, ist ein sehr großer. Die Abwechslung ist eine unte und mannigfaltige. Vieles entzückt, vieles reizt zum Widerspruch.

Das Buch hebt an mit einem Urteil Roschers über das Gebet, das die Demut und die Ehrfurcht des bescheidnen Pro-essors charakterisirt:

Vor jeder Ernte (auch am Anfang eines neuen Semesters) .... soll der Christ niemals um viel, oder genügend, sondern immer arum beten, daß, was Gott verleihen will, als süße Erquickung oder ittere Arznei oder hartes Fasten zur ewigen Gesundheit der Seele enutzt werden möge (vgl. Gebet S. 45).

An der Gestalt des Jesus von Nazareth erhebt sich Roschers Betrachtung zu ihrem Höhepunkt. Jesus ist ihm mehr ls ein großer Theologe, mehr als ein edler Heldengeist. us den Einsetzungsworten des Abendmahls —

geht es mit Sicherheit hervor, nicht bloß, daß Jesus freiwillig in n Tod gegangen ist, sondern auch, daß er es gethan hat, um die Menschheit mit Gott zu versöhnen. Wer Vater oder Mutter mehr liebt enn mich, der ist mein nicht wert. So spricht nur entweder ein ganz herzloser, dabei unmäßig eitler und selbstsüchtiger Fanatiker, oder — ein Wesen, das auf geheimnisvolle, übernatürliche Weise mit dem Ur-grunde alles Guten, der zugleich die Liebe selbst ist, zusammenhängt...

Bei allen drei Synoptikern erklärt sich der Herr für den Sohn Gottes. Daß er dies nicht in dem Sinne thut, wie jeder gute Mensch, wohl gar jeder Mensch überhaupt 'Sohn Gottes ist, erkennt man nicht bloß aus seinem Zusatz von den Wolken des Himmels u. s. w., sondern ganz unzweideutig schon daraus, wie seine Richter seine Erklärung als Gotteslästerung auffassen. Dies ist der Grund seiner Verurteilung. Und wenn man die Quellen noch so skeptisch behandelt, so läßt sich doch kaum bezweifeln, daß dieser Kern seines Kriminalprozesses treu überliefert worden ist. Freunde und Feinde hatten ein gleich starkes Interesse daran, daß eben dieser Punkt nicht ent-stellt würde.

Der Versöhnungstod Christi, dieses Allerheiligste unsers Glaubens, hat zu jedem besondern Menschenherzen so sehr einen besondern Zugang nötig, daß eine lebhafte Formulirung des Wie und Wodurch schwerlich je allgemeine Giltigkeit erlangen wird.

Für Roscher ist Christus „der größte Jude," „die höchste Blüte alles wahren Judentums, die Mündung, durch die der Strom jüdischen Geistes in das Meer der Geschichte der Mensch-heit einziehen sollte."

Bei Christus ist alles menschlich und klar, ausgenommen der dunkle Hintergrund seines eigentümlichen Zusammenhangs mit Gott, von dem uns aber, so lange wir im Leibe wallen, auch ohne genauere Einsicht in das »Wie« die Gewißheit des »Daß« genügen kann.

Wichtig erscheint ihm die Eigentümlichkeit der neutesta-mentlichen Wunder.

Bei jeder Speisung der Tausende nur Brote und Fisch, also die gewöhnlichsten Nahrungsmittel, gerade zur Stillung des Hungers, und nie der Sparsamkeit vergessend, die die Brocken aufhebt. Welchen feen-haften Prunk würden selbst die legendenreichen Zeiten der nachaposto-lischen Kirche bei der Erzählung eines solchen Wunders entfaltet haben.

Ueber seine eigne Stellung zu Jesus Christus finden wir das schöne Wort:

Wenn ich über kirchliche oder sonst religiöse Persönlichkeiten nach-zudenken habe, so wende ich gern die Hilfsmittel an, zu fragen, auf welche Seite sich dieselben wohl zu Luthers Zeit oder im Zeitalter Christi selbst gestellt haben würden .... wie steht es denn mit mir selbst in dieser Hinsicht? Das ist doch für mich die bei weitem wich-tigste Frage! Mit Kaiphas verfolgt, mit Judas verraten, mit den Knechten verhöhnt und gegeißelt hätte ich wohl gewiß nicht. Aber auch nicht mit den Jüngern die Flucht ergriffen, mit Petrus verleugnet, mit Pilatus nachgegeben? Das wäre in tiefer Selbstprüfung zu erwägen! Viel mehr als jene Urteile über andre!

Zu den einleuchtendsten Beweisen für die Göttlichkeit Christi gehört für Roscher die Sprache Jesu, dessen Worte

den großartigst allgemeinen und tiefen Inhalt regelmäßig in die allereinfachste Form kleiden: jedem Kinde, wenn es nur irgend entwickelt ist, verständlich, dabei doch von einer Tiefe, die selbst der wissenschaftlich reifste Mann nicht ausdenken kann. Von andern Büchern kommen das erste Buch Mose und Homer dieser Sprache am nächsten. In einer so raffinirten, überbildeten, in vieler Hinsicht schon verfallenden Zeit, wie die war, in der Jesus auftrat, ist diese Sprechweise geradezu ein Wunder!

Interessant ist die Art und Weise zu beobachten, wie Roscher sich über die moderne Kritik und ihr Verhältnis zur Bibel ausspricht. Roscher ist von einer tiefen Pietät gegen die Bibel erfüllt. Infolgedessen ist ihm die moderne Kritik nicht immer sympathisch; gegen alle Afterkritik und Hyperkritik spricht er sich scharf, aber immer in der urbanen Form des fein-fühligen Gelehrten aus. Allerdings wird er gegen manchen Theologen doch auch ungerecht. Wer hätte den besonnenen, vor-sichtig abwägenden Theodor Nöldecke unter den befangnen Bibel-kritikern (S. 16) gesucht? Aber Roscher ist selbst ein recht unbefangner Kritiker.

Daß im Neuen Testament viel großartige religiöse Dichtung ent-halten ist, verkenne ich gar nicht. So z. B. die Versuchungsgeschichte scheint mir einer der herrlichsten Psalmen zu sein voll der tiefsten Kenntnis des Menschen, der Sünde und Versuchung, eben darum von der größten psychiatrischen Kraft und Erbaulichkeit, im höhern Sinne durch und durch wahr, ja allgemein giltig, wiewohl ohne buchstäbliche Wahrheit. Auch die schöne Erzählung von dem Wandeln auf dem Meere mit dem Zurufe „Kleingläubiger, was zweifelst du?" (Matth. 14, 31) ist mir in ihrer tiefen religiös praktischen Wahrheit oft klar und heilsam geworden, wenn ich selbst etwa in schlafloser Nacht unter die Wogen des Lebens zu versinken fürchtete und den Herrn über den-

---

*) Geistliche Gedanken eines Nationalökonomen. Von Wilhelm Roscher. Mit einem Bildnis des Verfassers aus dem Jahre 1893 in Heliogravüre. Dresden, 1895. Preis ungebunden 4 Mk.

selben Wogen auf mich zuschreiten und mir die Hand bieten sah. Aber auch hier gebe ich die buchstäbliche Realität der Erzählung unbedenklich preis: sie würde für mich auch weder etwas Anspornendes noch Tröstendes haben!

Ja Roscher gesteht, und darin erkennt man den ehrlichen, wahrheitsliebenden Historiker, sogar zu, daß für ihn der Hauptbeweis der göttlichen Wahrheit des Christentums liegt:

nicht in der Ueberlieferung der Kirche (die ja so manche schwere katholische Irrlehre nicht hat vermeiden können), auch nicht in einer angeblich übernatürlichen Inspiration der heiligen Schrift (deren Bestandteile ich vielmehr jeder wirklich unbefangnen, echt wissenschaftlichen Kritik überlasse), sondern in der Erfahrung, die Petrus mit den Worten ausgesprochen hat: Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens.

Wie bekennt sich doch Roscher mit diesen einfachen Worten gerade zu dieser modernen, oft so vielgeschmähten, auch von ihm wegen ihrer Bibelkritik an mehreren Stellen seines Buches verkannten wissenschaftlichen Theologie, die gerade die Wahrheit des Christentums aus sich heraus beweisen und auf alle Krücken und Stützen verzichten will, die von außen an dasselbe herangetragen werden sollen. Und doch sind Roschers Bemerkungen, die auf der einen Seite in wohlthuendem Konservativismus der Pietät gegen die Bibel das Wort reden, auf der andern Seite klipp und klar die Inspirationstheorie der altprotestantischen Orthodoxie über Bord werfen, ein Beweis dafür, zu welcher Direktionslosigkeit Theologen und Laien und namentlich die Gebildeten unter den Laien verurteilt sind durch alle harmonisirenden Vermittlungsversuche zwischen historischer Kritik und angeblich verbaler Inspiration.

Zu den erquickendsten Abschnitten des Buches gehören jene Sentenzen, in denen sich Roscher ausspricht, wie er über das Wiedersehen im Jenseits, über das Leben bei Gott gedacht hat. Die zarte treue Seele atmet da in herzlicher Dankbarkeit, Liebe und Anhänglichkeit. Zu kindlicher Naivität, deren Hintergrund ein starker männlicher Glaube bildet, erheben sich in solchen Augenblicken seine Worte, die ebenso überraschend oft als befreiend die Seele des Lesers berühren und aufs tiefste bewegen.

Von dem Nationalökonomen erwartet man natürlich auch Auskunft über das Verhältnis des Christentums zur sozialen Frage. Reich ist die Ausbeute, die man für einzelne Fragen aus den Ausführungen dieses heimgegangnen Meisters gewinnen kann. Gern lernt man, wie Roscher gedacht hat über das Ideal das Gesindeverhältnisses, über das Dienen, über die Sonntagsruhe, über Gütergemeinschaft, über vergebliche Bekämpfung des Sozialismus durch irreligiöse Halbbildung, wie sie die Männer der ethischen Kultur erstreben, über Irreligiosität als Beförderung des Kommunismus, über die innere Mission, über die Diakonissenanstalten, über den aristokratischen Charakter der Landwirtschaft und den demokratischen Charakter des Gewerbefleißes, des Handels und der Industrie, über den Luxus, das leichtsinnige, verwilderte Almosengeben, über die Grenze des Almosengebens, über christliche und kirchliche Armenpflege im Unterschiede von der mittelalterlichen Begünstigung des Bettels u. s. w. Versagen kann ich mir nicht, ein Wort Roschers hier anzuführen, das augenblicklich wohl einen sehr aktuellen Wert beanspruchen kann:

Das einzige Schutz- und Heilmittel gegen zerstörenden falschen Sozialismus ist jener bauende, ewig wahre Sozialismus, der alle Menschen als Brüder, als Kinder des himmlischen Vaters unter dem Erstgebornen, Jesus Christus, betrachtet. Was Gott gesagt hat: „Du sollst nicht stehlen; du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus, Vieh oder alles, was sein ist“ — das versteht jedermann. Wem aber der Glaube daran, daß Gott dies verboten hat, verloren gegangen ist, der bedarf, um einen halbwegs genügenden, wissenschaftlich nationalökonomischen Ersatz zu finden, unstreitig eines Grades von geistiger Bildung, wie er den Massen schwerlich je wird zu teil werden können. Den Führern der Masse mag diese Bildung erreichbar sein. Wenn aber solche auch noch so klar einsehen, daß die Ausführung ihrer Pläne das Volksvermögen um die Hälfte verringern würde, so werden sie deswegen doch nicht davon abstehen, falls sie selbst bei der Verteilung der andern Hälfte mehr als doppelte Portionen zu gewinnen hofften. Es ist eben falsch, den verständigen Eigennutz schon für ein zureichendes Prinzip des Gemeinwohls anzusehen! Und die Behauptungen der ältern Nationalökonomik, die von so vielen Reichen als hinlänglich betrachtet werden, um wenigstens alle ehrlichen und einsichtsvollen Sozialisten zu bekehren, so z. B., daß neue Kapitalien nur durch Ersparnis gebildet werden

können, daß der redliche Sparer der ausschließliche Schöpfer des von ihm gebildeten Kapitals sei, und dergleichen mehr, sind vor den Einwürfen der tiefern, wissenschaftlichen Forschung unhaltbar.

Zu den anziehendsten, aber auch den Widerspruch am meisten weckenden Abteilungen des Buches gehören die Abschnitte, die Roschers Urteil über einzelne Persönlichkeiten enthüllen. Mit Bewundrung vor dem damals noch nicht fünfundzwanzigjährigen Roscher erfüllen solche Abschnitte den Leser, wie die aus seinem ersten größern Buche „Leben, Werk und Zeitalter des Thukydides“ entnommnen Abschnitte S. 119 ff., die den Ernst, die Reife, die Vielseitigkeit, die Tiefe und die begeisterte Liebe Roschers zur Antike beweisen, ein wohlthuender Gegensatz gegen die undankbare Oberflächlichkeit unsrer Zeit. Die Religion, die Ethik, die Kunst und Geschichte des Griechentums vertiefen seine religiöse Ehrfurcht.

So ist sie denn entstanden, diese Sprache aller Sprachen, worin die köstlichsten Menschenworte geredet sind, die selbst im Verfalle noch gewürdigt ist, der höchsten göttlichen Offenbarung als Gefäß zu dienen. Die feierliche Grandezza des Spaniers, die feine Süßigkeit des Italieners, des Franzosen geläufige Anmut, des Engländers pathetische Kraft, des Deutschen unergründlicher Reichtum, ja selbst die Würde der römischen Senatorensprache: hier sind sie vereinigt, sind geläutert im Feuer des Geistes und zum edelsten Erze zusammengeschmolzen. In dieser einen Sprache sind die Trommetentöne des Pindar und die Flötenspiele des Anakreon, sind die gaukelnden Scherze des Aristophanes und die Erinnyenchöre des Aeschylus gedichtet. Sie hat dem Thukydides zum Schildern gedient, dem Demosthenes zum Reden, dem Aristoteles und Plato zum Spekuliren. Die hellenische Weisheit bedurfte niemals einer fremden Terminologie.

Von den Größen der Antike wollen wir uns von Roscher führen lassen zu Namen, deren Gedächtnis unsrer Zeit ihr Gepräge geben. Darwins Hypothese imponirt ihm nicht, auch wissenschaftlich hat sie wenig Einleuchtendes für ihn. Aber auch die Erschaffung einer Urzelle, aus der sich allmählich alle Arten entwickeln, würde für ihn ein ebenso großes Wunder göttlicher Allmacht sein, wie die besondre Erschaffung dieser Arten selbst. Ihre ethische Konsequenz, die fein kultivirte Sünde als eine noch nicht erreichte Vollkommenheit anzusehen, ist ihm eine garstige Unwahrheit, da ihm die Sünde das absolut Böse, dem innersten Kern unsrer Natur Feindliche, ja Tötliche ist. Entsprechend wie man eine falsche Richtung der Philosophie Materialismus genannt hat, so müßte „die verwandte Richtung, die gegenwärtig so sehr bemüht ist, den Unterschied zwischen Mensch und Tier zu verkennen, alles Menschliche also zum Tierischen herabzuwürdigen, eigentlich Bestialismus genannt werden.“

Einer gewissen Einseitigkeit des Urteils begegnen wir bei allen Menschen; sie ist, glaube ich, sogar nötig, wenn man nicht charakterlos dastehen, weder kalt noch warm sein will. Allen Menschen es recht zu machen, ist nicht nur unmöglich und unnötig, sondern auch unmoralisch. Auch an der Einseitigkeit des Roscherschen Urteils über Darwin nehme ich keinen Anstoß. Das ist eben Gefühlssache, ob ich die Weltanschauungen eines Mannes oder einer Zeit oder einer Partei für verderblich halte oder nicht. Andre mögen anders darüber denken, Roscher hat eben so darüber gedacht. Aber trotzdem nehme ich Anstoß an Roschers Urteil über Goethe. Schiller gehört ihm zu den Naturen, „so reines Herzens sind.“ Wenn er gegen Goethes Vergötterung sich ereifert und sie zurückführt auf seine behagliche, pantheistische Weltanschauung, der im Gegensatz zu Shakespeare das tiefe Verständnis von Sünde, Gewissen, Gerechtigkeit, Gnade abginge, wenn Roscher Goethes Faust schildert, daß er ohne wahre Leidenschaft eine ehrenhafte Familie aufs schrecklichste zu Grunde gerichtet hat und seine Gewissensbisse einfach durch einen erquickenden Schlummer los wird, daß er auch im Alter noch die ärgsten Ungerechtigkeiten begeht und doch zuletzt ohne irgend welche Reue und Buße gen Himmel fährt, wenn Roscher Goethe selbst charakterisirt, wie er bis ins hohe Alter ein gesundes, erfolgreiches, sittlich zwar keineswegs tadelloses, aber doch nach der gewöhnlichen Moral der Weltleute durchaus „anständiges“ Leben geführt habe, aber ganz ohne jene tief schmerzliche Sehnsucht nach einer höhern Welt gewesen sei, die Schiller oft durchglüht habe, wenn Roscher endlich von Gretchen sagt:

Wie oft hört man Gretchen als eine Art von Ideal eines deutschen Mädchens erwähnen, obwohl doch jeder Vater, dessen Tochter solche Dinge wie Gretchen thut, wünschen würde, sie lieber als Kind durch den Tod verloren zu haben —

wenn Roscher diese Poesie durch Jes. 5, 20 und Shakespeares Fair is foul and foul is faire richtet, so beuge ich mich vor den Wahrheitsmomenten eines solchen einseitigen Urteils, wage aber auf mein Risiko hin es trotzdem, nicht bloß mit denen zu halten, die wie ehedem Vilmar und nach ihm viele andre Goethes religiöse Entwicklung mit liebevollerm Blicke verfolgt haben, sondern mich auch zu denen zu bekennen, die in Luther, Bismarck, Goethe die drei größten Männer unsers deutschen evangelischen Volkes finden, denen die andern so leicht nichts an die Seite zu setzen haben. Nicht vergessen will ich die dankbare Pietät, mit der Roscher seines Lehrers und Seelsorgers Petri gedenkt. Beachtenswert ist, wie Roscher über Schulze-Delitzsch und Wichern sich ausgesprochen hat, wie er gewünscht, daß sich ein dritter Mann fände, der mit demselben Erfolge die zwischen Wichern und Schulze-Delitzsch liegende Schicht unsers Volkes bearbeitete, damit dadurch ein großer Teil der sozialen Frage näherungsweise gelöst würde.

Erwähnung verdienen die an Thukydides und den Alten gebildeten Grundsätze des Publizisten Roscher. Noch dürfte so manches prächtige Wort eine Stelle finden, das über Katholizismus und Protestantismus geredet ist, aber da kann man nur den Rat geben: Nimm und lies! Aber hervorheben muß ich zum Schlusse das prächtige Wort:

Unser lieber, herrlicher Luther war kein Prophet, kein Apostel, kein Heiliger; lauter Bezeichnungen, gegen die er selbst in seiner echt christlichen Demut sich auf das entschiedenste verwahrt haben würde. Insofern brauchen wir ihn gegen die menschlichen Schwächen, die ihm von katholischen Feinden vorgerückt werden, nicht mit übertriebner Aengstlichkeit zu verteidigen. Ein Mann, der alles, was er dachte, mit so freimütiger, rückhaltloser Ehrlichkeit aussprach, und von dem fast jedes Wort gedruckt worden ist, muß wohl manchen Widerspruch, manche Uebereilung der Nachwelt hinterlassen haben. Wenn man aus Luthers Schriften eine christliche Quintessenz mit derselben hohen Weisheit und Vorsicht zusammengestellt hätte, wie die Kirche das mit Paulus Worten und Schriften gethan hat, so würde man etwas der Bibel sehr Nahekommendes erhalten haben.

Heinrich Reuß

Furrers Vortrag auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß

2

Noch ein Stück aus Professor Furrers Korrespondenz mit dem Herausgeber dieses Blattes sei hier abgedruckt. Furrer schreibt:

Manche Zuhörer mochten erwartet haben, daß ich eine Philippika halten werde gegen die Folgerungen, die die Sozialdemokraten aus einer ungenügend verstandnen Naturwissenschaft ziehen. Landläufige Irrtümer dieser Art hat schon der Sozialist Ferri freimütig zu einem großen Teil bekämpft. Im übrigen ist es meine Taktik, wenn ich mich mit den Sozialdemokraten auseinandersetzen will, in ihrer Mitte aufzutreten, indem ich es für Predigt und sonstige öffentliche Rede als schlechten Brauch erachte, über abwesende Gegner leichte Triumphe davonzutragen. Unter den Sozialdemokraten selbst habe ich nicht durch Bekämpfung ihrer Anschauungen, sondern durch möglichst klare und eindringende Darstellung der meinen Erfolg gehabt. Die sozialdemokratische Zuhörerschaft ist kirchenstill meinen Vorträgen gefolgt. So viel auch einzelne ihrer Redner gegen mich sprachen, als Verteidiger christlicher Weltanschauung wurde ich immer mit Würde behandelt. Meine sozialdemokratischen Zuhörer waren meistens deutsche Arbeiter; aber nie haben sie durch Schreien und Pfeifen mich unterbrochen. Mein Vortrag hatte es nicht mit biblischen oder dogmatischen Fragen zu thun, aber auch nicht mit philosophischen Erörterungen, sondern mit Feststellung von Thatsachen, die sich mir aus meiner Erkenntnis von Natur und Geschichte ergaben. Ich muß mich mit aller Entschiedenheit gegen den Vorwurf verwahren, als hätte ich ein Phantasiegemälde gezeichnet. All mein Bestreben richtet sich auf möglichsten Anschluß an die gegebne Wirklichkeit.

Kein Vernünftiger wird die Behauptung anfechten, daß in der Folge sich nichts zeigen kann, was nicht in der Ursache verborgen war. Nun erscheint beim Aufgang des Lebens als letztes Glied der Mensch mit einer heißen Sehnsucht nach Heiligkeit und Gerechtigkeit, mit einem tiefen Drang zum Gebet, mit innerstem Bedürfnis nach Erlösung. Giebt es einen stärkern Beweis als den sittlich-religiösen Menschen für das Dasein und Walten des Gottes, den wir durch Christus unsern Vater nennen? Als Verwirklichung eines ewigen göttlichen Plans habe ich den Aufgang des Lebens dargestellt. Aber offenbart sich dabei nicht für jeden Unbefangnen das Geheimnis der schöpferischen Allmacht in dem Auftreten neuer Faktoren auf jeder höhern Lebensstufe? Nimmer kann man vom Standpunkt der toten Natur aus das Leben begreifen, nimmer vom bloß vegetativen Leben aus das tierische, nimmer vom tierischen aus das menschliche. Als die Zeit nach Gottes Plan erfüllt war, traten jeweilen die neuen Faktoren auf. Ist nach dem Apostel nicht auch die höchste Offenbarung Gottes in diesen ewigen Plan einbegriffen: „Als die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn"? Wenn wir bei ernster anhaltender Ueberschau über den Aufgang des Lebens Jesus Christus als den letzten und höchsten Faktor und damit als die zum Endziele treibende Kraft erkannt haben, kann uns dann noch um die Zukunft bange sein? Hat aber nicht Christus selbst das Kommen des Gottesreiches in den Gleichnissen vom Senfkorn, vom Wachsen des Samens als ein ewiges Wachsen bezeichnet? Unbefangne Naturwissenschaft bestätigt nur, was er längst ausgesprochen. Die Endentscheidung ist die reife Frucht der gesamten vorangehenden Entwicklung. Anstatt uns in philosophischen oder theologischen Spekulationen zu verlieren, thäten wir besser, wie ich es in meinem Vortrage versucht habe, uns an die Thatsachen zu halten, die sich allseitiger selbstloser Forschung ergeben. Thatsachen lassen sich nicht umstoßen und darum auch die Gesetze nicht, die sich stets aufs neue in den Thatsachen kundthun.

Mein Thema lautete: Die moderne Naturwissenschaft und die soziale Bewegung der Gegenwart. Im knappen Rahmen einer Stunde hatte ich es auszuführen. Ziegler hat das Buch Bebels „Die Frau" bekämpft, aber mit dem Resultat, daß eben alles beim Alten bleibt. Der rücksichtslose Kampf ums Dasein dauert nach ihm fort, die Schwächern müssen beständig unterliegen. Jede andre Anschauung ist nach ihm Utopie. Kidd meint, wenn die Mehrheit der Menschen von ihrer Macht Gebrauch machen wollte, so würde die gesamte Menschheit in gemeinschädlicher Mittelmäßigkeit versimpeln; aber dieser Tendenz wirke die Religion als unüberwindliche Kraft entgegen. Diese Ansicht hat mit der von Marx, gemäß der die Religion Opium fürs Volk ist, viel Verwandtschaft. Der geistvolle Schüler von Ernst Häckel, Benjamin Vetter, glaubt den ganzen Aufgang des Lebens aus den Bewegungskräften der Atome erklären zu können, ohne von einem Rätsel des Lebens und des menschlichen Wesens sprechen zu müssen; aber er vergißt dabei, daß man das wahre Wesen einer Erscheinung erst dann verstehen kann, wenn sie zu voller Reife gediehen ist. Nur in den edelsten Menschen spiegelt sich die wahre Menschennatur getreu ab, nur die besten Exemplare verkörpern ohne Abzug die Idee der Gattung. Wer nicht Spekulation treibt, sondern die Thatsachen sprechen läßt, der kommt an den von mir genannten Faktoren nicht vorbei. Wenn ich die von mir studirte Litteratur überschaue, so glaube ich sagen zu dürfen, daß ich in meinem Vortrage etwas geboten habe, das in dieser Eigenart als harmonische Verbindung von Wissen und Glauben in Beziehung auf die vorliegenden Fragen noch nicht geboten worden ist. Möge denn der viel angefochtne Vortrag, mit dem ich den Interessen des Evangelisch-sozialen Kongresses nach besten Kräften zu dienen hoffte, nicht ohne Segen bleiben.*)

*) Vgl. Bericht des Sechsten Evangelisch-sozialen Kongresses, abgehalten zu Erfurt am 5. und 6. Juni 1895. Berlin, Karl Georg Wiegandt. 2 Mk.

Unser Heiland, die Geißel schwingend

„Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewge Krankheit fort.“ Dieses Goethewort gilt auch von gewissen „schleichenden erblichen“ Irrtümern, die auf allen Gebieten menschlichen Wissens und zumal in dessen populärer Darstellung sich von den Vätern auf die Kinder und Kindeskinder zu vererben pflegen. So erzählte mir einst ein gebildeter Teichgutsbesitzer, der sich eingehend mit der Fischzucht beschäftigte, auch in den neuesten Naturgeschichtswerken, die ihre Weisheit unbesehen den ältern entlehnten, würden gewisse Lebensäußerungen der Karpfen völlig unrichtig dargestellt. Die Richtigkeit dieser Thatsache vermag ich freilich nicht zu kontrolliren. Dagegen könnten auf litteraturgeschichtlichem Gebiet verschiedne Beispiele in dieser Hinsicht angeführt werden. Ich beschränke mich hier auf eins. Selbst ein Wilhelm Scherer weiß in seiner geistvollen Litteraturgeschichte zur Würdigung des Dichters Zinzendorf nichts andres anzuführen als eine der abgeschmacktesten Strophen der sogenannten „Sichtungszeit,“ mit denen seit hundert Jahren zum Gaudium des unwissenden Publikums der erlauchte Name dieses christlichen Sängers von Gottes Gnaden verunglimpft zu werden pflegt.

Zinzendorf kann sich aber mit einem viel Höhern trösten, ich meine unsern Herrn Jesus Christus.

Wann wird man endlich — denn auch im christlich-religiösen Vorstellungskreis sind solche Erbirrtümer vorhanden — mit dem althergebrachten Vorurteil abrechnen, das in Bild und Wort diesen humansten aller Menschgebornen gegen seine Mitmenschen die Geißel erheben läßt? Schon seit Jahrzehnten begegne ich dieser verkehrten Vorstellung wieder und wieder in Kirchenzeitungen, christlichen Sonntagsblättern u. dgl.; in einer pädagogischen Zeitschrift fand ich sie sogar zur biblischen Begründung der körperlichen Züchtigung verwertet! Nun taucht sie auch in der Christlichen Welt auf, in der schönen Leitbetrachtung von Nr. 31. Da möchte ich denn doch nicht länger schweigen oder warten, bis eine berufnere und kundigere Hand — vielleicht nicht zur Feder greift. Ich behaupte also, daß diese ebenso weitverbreitete als uralte Vorstellung: „Christus gegen seine Mitmenschen die Geißel schwingend,“ weder vom Wortlaut des Evangeliums gefordert wird noch der Würde des Erlösers entspricht. Selbstverständlich ist das keine neue Entdeckung, sondern eine von den namhaftesten Exegeten und Christologen längst vertretene Auffassung, die nur im Bereich der populären Darstellungsweise sich noch nicht durchgesetzt zu haben scheint.

Der exegetische Nachweis ist leicht geführt. Die Synoptiker, die die Tempelreinigung bekanntlich ans Ende der Laufbahn Jesu versetzen, wissen dabei von einer Geißel überhaupt nichts zu berichten, sondern erzählen nur einfach, der Herr habe die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel getrieben. Johannes dagegen, nach dessen Bericht der Heiland mit der Tempelreinigung seine öffentliche Thätigkeit begonnen hat, und der als Augenzeuge wohl die größere Autorität beansprucht, erzählt uns (Joh. 2, Vers 13—16) den Vorgang folgendermaßen.

> Und der Juden Ostern war nahe, und Jesus zog hinauf gen Jerusalem und fand im Tempel sitzen, die da Ochsen, Schafe und Tauben feil hatten, und die Wechsler. Und er machte eine Geißel aus Stricken und trieb sie alle zum Tempel hinaus, samt den Schafen und Ochsen, und verschüttete den Wechslern das Geld und stieß die Tische um; und sprach zu denen, die Tauben feil hatten: Traget das von dannen und machet nicht meines Vaters Haus zum Kaufhaus!

Der entscheidende Vers 15a lautet nach dem Text der ältesten Handschrift, des Codex Sinaiticus: „Er machte eine Geißel aus Stricken, und alle trieb er zum Tempel hinaus, die Schafe und die Ochsen.“ Darnach würde sich das „alle“ ganz offenbar auf die Tiere (mit Ausschluß der Menschen) beziehen (das Masc. πάντας wegen βόας). Aber auch wer an der gewöhnlichen Lesart und Uebersetzung festhält, muß doch immer mit De Wette, Godet u. a. das gewaltsame Austreiben mit der Geißel auf die Tiere beschränken. „Die wahrscheinlich ungenaue Rede, sagt De Wette zu Vers 15, nötigt nicht sich vorzustellen, daß Jesus die Geißel gegen die Verkäufer selbst gebraucht habe.“ Und Godet erklärt zu Vers 16: „Geschlagen hat er demnach die Ochsen- und Schafhändler auch nicht; warum hätte er sonst die Taubenverkäufer verschont?“

Also: den Menschen galt sein Wort, sein Zuruf, dem unvernünftigen Vieh seine Geißel. Die Tiere treibt der Herr mit der Geißel hinaus, denen ihre erschrocknen Besitzer nacheilen. So stellen auch Bernhard Weiß und Beyschlag in ihrem „Leben Jesu“ den Vorgang dar. Weiß bemerkt (Erste Auflage; Band 1, Seite 388):

> Erst der Gebrauch der Geißel, die freilich nicht für die Händler, sondern zum Austreiben des Viehes bestimmt war, macht doch die ganze Szene recht klar. Denn man begreift zuletzt nicht recht, wie Jesus es machen sollte, um die Händler eigenhändig hinauszuwerfen, während sie sich wohl selbst die Thüre wiesen, wenn es galt, ihren Tieren nachzulaufen.

Und bei Beyschlag (Zweite Auflage; Band 2, Seite 149) lesen wir:

> Er flicht aus daliegenden Stricken eine Geißel, treibt die Ochsen und Schafe an, stößt die Tische der Geldwechsler um, gebietet den Taubenkrämern, ihre Körbe hinwegzutragen, indem er ihnen allen zuruft: „Es stehet geschrieben: Mein Haus ist ein Bethaus für alle Völker — ihr aber habt einen Marktplatz daraus gemacht!“ Die Menschen, betroffen von dem heiligen Zorn eines Propheten, wagen keinen Widerstand, und unter dem Beifall des Volkes, der sich einer kühnen Rechtthat nie versagt, ist in wenigen Minuten der Vorhof gereinigt und den stillen Pilgern und Betern zurückgegeben.

Und diese Vorstellung allein entspricht der Würde des Erlösers. Oder was hatten denn diese Händler, deren Väter schon an derselben Stelle auf dem Tempelviehmarkt gesessen haben mögen, *persönlich* verschuldet, daß der Herr „im heiligen Zorn“ sie mit der Geißel treffen mußte? Nicht ihnen, sondern dem ganzen System veräußerlichter Gottesverehrung galt doch dies Reformationswerk des Heilands, der das Haus seines Vaters wieder zum Bethaus machen wollte. Unschuldige Menschen aber mit Geißelhieben zu züchtigen, lag am wenigsten in dessen Art, der dann die Geißelhiebe menschlicher Verruchtheit stillschweigend erduldet hat! Es wäre jene verkehrte Vorstellung ein Flecken, wenn auch nur ein kleiner, in dem herrlichen Bilde des größten Menschenfreundes, der je auf Erden gewandelt ist. Den „heiligen Zorn“ und die körperliche Züchtigung, wo sie hingehören, in allen Ehren, aber Christus hat sich niemals vom Zorn dazu hinreißen lassen, seinen Mitmenschen an ihrem Leibe Schaden und Leid zu thun! Nur die gedankenlose Tradition hat ihm das angedichtet. Wer sich aber — wie das doch aller Christen heilige Pflicht ist — liebevoll in die Betrachtung seines heiligen Bildes versenkt, der wird auch diesen kleinsten, unscheinbaren Zug der Gestalt des „Schönsten unter den Menschenkindern“ sich nicht verkümmern und verzerren lassen!*)

J. Hausmann

Die blonde Kathrein

Ein Märchenspiel in drei Teilen von Richard Voß

1

Erster Teil. Die blonde Kathrein und der Tod

Es war einmal eine junge Mutter, die blonde Kathrein genannt, deren einziges Kind, ein sechsjähriger Knabe, lag totkrank. Am heiligen Weihnachtsabend, mitten in den Zurüstungen zum Feste, trat der Tod in die Stube. Aber es war nicht mehr der alte Tod, das garstige graue Gerippe mit der blanken Sense, sondern der junge Tod. Das ist einer von den Engeln, die in Bethlehem musizirt haben, als der Jesusknabe geboren war, ein herrlicher, freundlicher Jüngling mit sonnigem Gelock und strahlendem Antlitz. Lange leuchtende Gewänder umfließen ihn. Feurigroter Mohn umkränzt in üppiger Fülle seine Stirn. Er tritt, ernste milde Weisen

---

*) Die eben vorgetragne Ansicht verdankte ich bereits als Primaner meinem Oheim und väterlichen Freunde, dem auch in weitern Kreisen hochgeschätzten Prediger der Brüdergemeinde, F. E. Kleinschmidt, gestorben 1882 in Neusalz a. O., einem der gründlichsten Schriftforscher und tiefsinnigsten christlichen Denker, die mir je begegnet sind. Es sei mir bei dieser Gelegenheit gestattet, auf sein noch bei seinen Lebzeiten erschienenes Predigtwerk (50 Predigten aus der Brüdergemeine; 2. Auflage; Breslau, Carl Dülfer, 1882) und die von seinem Sohne herausgegebne Erklärung des Römerbriefes („Der Brief an die Römer“ erläutert von F. E. Kleinschmidt; Gütersloh, bei Bertelsmann, 1888) empfehlend hinzuweisen.

geigend, ins Zimmer und nennt sich den großen Wohlthäter und den besten Freund der Menschen. Aber die blonde Kathrein, da sie des Todes Nahen wahrnimmt, bittet inbrünstig ihre Schutzpatronin, die heilige Katharina, sie möge ihr helfen, das Kind dem Tode abzuringen. Die Heilige gewährt feierliche Erhörung. Und wie nun der junge Tod das Kind unter dem Lichterbaume ergreift und mit ihm verschwindet, da eilt Kathrein ihm nach ins Dunkel der Nacht, ihm den Sohn wieder abzukämpfen.

Zweiter Teil. Der blonden Kathrein Leidensgang

In finsterer Mitternacht folgt sie dem Räuber. Eben als sie auf düsterer Heide vor der Stadt seine Spur wieder entdeckt hat, treten ihr vier schreckliche Gestalten in den Weg und geben ihr nicht eher freie Bahn, als bis sie jeder einen Herzenswunsch erfüllt hat. Die Sorge, die todmüde, die nur einmal einen Augenblick schlafen möchte, verlangt ein Schlummerlied zu hören, aber keins unter Thränen, sondern ein lächelndes; und da eine Mutter um ihr Kind alles kann, so singt Kathrein, damit ihr die Sorge den Weg zeige. Und die Sorge schläft ein. Da tritt Kathrein zum Gram. Der fordert von ihr ein Lächeln; und wie sie durch den stachligen Dornbusch sich den Weg zu ihrem Knaben bahnt in gewaltiger Mutterliebe, da lächelt der Gram, und sein Dornstrauch treibt tausend Rosen. Nun ist es der Haß, der Kathrein den rettenden Weg vertritt. Er befiehlt ihr, dem Kinde ihr Augenlicht zu opfern. Sie giebts ihm ohne Zögern; da fühlt der Haß Mitleid. Endlich kommt die Not; sie heischt ihr schimmerndes Goldhaar und bietet ihr das eigne graue Haar. Und Kathrein ist dazu bereit in der Liebe, die alles erduldet.

Da fährt der Tod über die Heide, und aus der Heide wird der Blumengarten unsrer lieben Frau. In langem Zuge folgen die Toten dem großen Wohlthäter, der selig geigend den seligen Schatten voranschreitet. Und wie nun endlich Kathrein ihr Ziel erreicht hat und den Knaben im Arme hält, dem Tode abgerungen, da wiegt der junge Tod sie in süßen Schlummer, damit sie träumen möge, wie die Zukunft ihres Sohnes sich gestalten würde.

In lebensvollen Schatten und Gestalten
Erkenne sie ein göttlich weises Walten,
Das wunderbar des Menschen wirres Sein
In einen hehren, heilgen Kreis schließt ein.
„Ergeben sollst du dich, ergeben!"
So rauscht und braust es durch das Erdenleben.

Dritter Teil. Der Traum der blonden Kathrein

Der Knabe Erich ist zum jungen Mann herangereift, ein frischer, hübscher Soldat, der die Anna Lene, seine Jugendgespielin liebt, die ihm ebenso leidenschaftlich ergeben ist, aber von ihrem Bruder dem Lorenz zur Frau bestimmt ward. Da bricht Krieg aus, Erich muß hinaus ins Feld. Er wird infolge seiner Tapferkeit Wachtmeister und erhält das Ehrenkreuz, läuft aber in der letzten entscheidenden Schlacht, urplötzlich von Todesfurcht und Eifersucht gepackt, davon, kehrt als Deserteur zur Mutter zurück und erschießt sich hier, als er entdeckt wird.

Alles das träumt Kathrein.

Als sie aus diesem entsetzlichen Traum erwacht, verlangt sie ihr Kind nicht mehr zurück, sie sieht ein, wie gut es der Tod mit dem Knaben meint, da er ihn geschützt vor Jammer und Leid, bewahrt vor Unrecht und Schuld, als „Erlöser und Befreier, als Wohlthäter und Friedensbringer, als des Menschen bester Freund." „Sieh mich an, Käthchen — spricht der Tod — ich bin das himmlische Mitleid, das göttliche Erbarmen. Vom Vater kam ich, zum Vater geh ich und trage mit mir den Erdenschmerz zum Himmel empor." Und Kathrein betet tief ergriffen: „Lieber Vater im Himmel, verzeih mir! Denn, Herr, wie du willst, und nicht, wie ich will!" Da blühen hohe, weiße Lilien rings um sie auf, die Heide wird zum Lilienfelde, Engelscharen ziehen über die Flur, Glocken erklingen fern und feierlich, der Engel jubelnder Weihnachtssang ertönt, und der Tod bringt der „himmlischen Erscheinung," die auf goldner Treppe hoch oben thront (Jesus? Maria?), den kleinen Erich, der nun in den Reigen der seligen Kinder hineingezogen wird. Kathrein sagt: „Wie froh bin ich, daß mein lieber Kleiner gestorben ist — um seinetwillen." Und in seligem Jubel stimmt der Geisterchor den Chorus mysticus an:

Liebe, die alles erduldet,
Liebe, die allem entsagt!
Demütigste — herrlichste
Liebe des Weibes:
Der Mutter heilige Liebe!

2

Schon dem Leser dieser flüchtigen Inhaltsangabe wird es fühlbar werden, daß der Schwerpunkt dieses Märchenspiels im zweiten Teile ruht. Hier hat es der Dichter wirklich meisterhaft verstanden, diese aus Glauben und Phantasie geborne überirdische Wunderwelt in poetischem Reize und dramatischer Kraft vor uns entstehen zu lassen. Namentlich in der Figur des jungen Todes hat der Dichter eine Gestalt von hoher und lauterer Schönheit, eine wirklich wertvolle Bereicherung der religiösen Ausdrucksweise geschaffen, deren tieferm Eindruck sich niemand wird entziehen können. Wo sie auftritt, breitet sich über den Hörer eine ernste weihevolle Stimmung von bestrickender Gewalt. Und mit kaum geringerer poetischer Kraft sind die vier düstern Gestalten auf der Heide geschildert. Dem zweiten Teil des Märchenspiels möchte ich deshalb auch rückhaltloses Lob zollen. Leider wird dieselbe Höhe der dichterischen Stimmung nur noch einmal in dem Schlußbilde erreicht, das die Umwandlung im Herzen der Mutter darstellt. Die andern Teile des Stückes, die in Vorführung und Traum das wirkliche Leben schildern, fallen in ihrer nackten Realität und trostlosen Poesielosigkeit gegen die dichterische Kraft in der Darstellung der phantastischen Glaubenswelt gewaltig ab.

Ist die blonde Kathrein ohnehin zweifellos unter dem Einflusse von Hauptmanns Hannele geschrieben, so hat namentlich beim ersten Teile eben dieses Hannele nur allzusehr Gevatter gestanden. Da ist das Bett mit dem fiebernden Kinde, der hoffnungslose Arzt, die Schar der hereindrängenden, taktlos klatscheifrigen und gewinnsüchtigen Hausweiber (die eine wieder mit dem Gebetbuche). Nur hat Voß die widerwärtigen Zwischenfälle dieser düstern Sterbestunde noch breiter und darum qualvoller ausgemalt, als es Hauptmann that.

Und noch nüchterner und krasser wirkt der dritte Teil mit seiner Darstellung eines Traumes, der bei dieser das Einzelnste scharf abmalenden und aufregenden Schilderung im Bewußtsein des Zuschauers notwendig den Charakter eines solchen verlieren muß.

Es ist sehr zu beklagen, daß es dem Dichter nicht möglich war, die platte Realistik seiner Darstellung im ersten und dritten Teile etwas durch das hinreißende Feuer zu verklären, das ihm doch sonst eigen ist, und das im zweiten Teile eine so ideale Welt hervorzaubert. An dieser zwiespältigen Weise büßt die Dichtung ihren Eindruck und Wert leider wesentlich ein, sie klafft völlig unvermittelt in zwei gegensätzliche Welten auseinander, und keine Brücke führt den Hörer aus der einen in die andre vermittelnd hinüber. Sollte es wirklich ein Märchenspiel sein, so mußte auch der Rahmen, der das eigentliche Märchenbild des jungen Todes umgiebt, etwas märchenhafter und weniger realistisch nüchtern gehalten sein. Ich glaube, der Dichter hätte gut gethan, wenn er seine blonde Kathrein von vornherein mehr in das Milieu des katholischen Mittelalters versetzt hätte, aus dem doch auch die religiöse Gedankenwelt des Stückes zum guten Teil geschöpft ist. Dann hätte man sich von Anfang an in einer über die Wirklichkeit des heutigen Tags heraushebenden Stimmung befunden, in deren unserm Gemüte fernstehenden Welt dann der Schritt zur phantastischen Wunderwelt leichter und verständlicher geworden wäre. Es ist schlechthin nicht zu ersehen, warum Voß sein Schauspiel gerade in der Alltäglichkeit der Gegenwart vor sich gehen läßt.

Wir aber bedauern umso schmerzlicher dieses Auseinanderklaffen mit dem notwendig daraus folgenden geteilten und darum das Ganze in seiner Wirkung stark abschwächenden Ein-

druck, je freudiger wir es begrüßen, daß ein Dichter von der Art und Bedeutung des geistvollen „Bibliothekars der Wartburg“ es versucht, den christlichen Glaubensgedanken von der demütig vertrauenden Hingabe an den Willen des himmlischen Vaters in solch eindringlicher Weise zur Anschauung zu bringen und so in seiner Weise ein Prediger des Evangeliums zu werden. So sei ihm auch die „Tendenz“ des Märchenspiels von uns hochangerechnet, und nicht zum wenigsten auch seine gemütvoll verklärende Darstellung der Mutterliebe, die ihre Krönung in dem selbstlosen Verzichten findet und dadurch zur hehrsten und lautersten Liebe wird.

Das Märchenspiel (dem übrigens ein Andersensches Märchen zu Grunde liegt: „Die Geschichte einer Mutter“) hat seinen Gang über die deutschen Bühnen erst begonnen. Es ist mit warmem, aber nicht nachhaltigem Beifall aufgenommen worden. Eine geeignete Umarbeitung würde meiner festen Ueberzeugung nach den zögernd begonnenen Gang zu einem wirklichen Triumphzug gestalten. Der Dichter müßte es über sich gewinnen, die Schilderung der Wirklichkeitswelt durch Milderung und Minderung der äußern Effekte und etwa auch durch ein Verlegen der Handlung in die verklärende Zeit mittelalterlicher Vergangenheit zu einer Höhe poetischer Wahrheit zu heben, die dann der wundervollen Glaubenswelt von vornherein näher stünde. Bis dahin beklagen wir lebhaft, daß das viele Schöne des Werkes und sein ganzer herrlicher Grundgedanke unter dem Wuste einer hier zweifellos falsch angebrachten übertriebnen Realistik erstickt wird. R Bürkner

Verschiedenes

(Das Apostolikum) in drei, am 1., 3. und 5. Trinitatissonntag 1895 im akademischen Gottesdienste zu Halle gehaltnen Predigten ausgelegt von D. Friedrich Loofs, ordentlichem Professor der Kirchengeschichte an der Universität Halle. Halle, Niemeyer, 1895. 39 S. 60 Pfge.

Es war wohl im Wintersemester 1876/77, daß ich mit dem Herausgeber vorliegender drei Predigten in Leipzig bei Professor Harnack eine Vorlesung über die drei ökumenischen Symbole hörte. Damals hat weder Professor Harnack sich träumen lassen, daß er einmal als Kriegsoberster im Kampfe gegen das Apostolikum dastehen würde, noch wir beide, daß wir als Heeresgenossen mit ihm gleiche Verdammnis würden zu tragen haben. Es war doch ein reines Interesse, das uns Harnack an diesem ebenso merkwürdigen wie ehrwürdigen Stück christlicher Ueberlieferung zu erwecken wußte, eine innige Freude an seinem Werden und an seinem Verständnis. Lebhaft wurde ich an jene Stunden erinnert, als ich nun die drei Predigten des Freundes las. Wir haben uns seitdem nicht geändert, und auch Harnacks positive Würdigung des Apostolikums ist trotz allem bis heute dieselbe geblieben. Woher dennoch jener Sturm im Herbst 1892? Nicht daher, daß wir das Apostolikum gering schätzten, sondern daß wir es um einen Grad anders schätzen als die Kirchlichen unsrer Tage. — Hier nur ein schlichtes Wort der Empfehlung für die Predigten. Es muß ja doch für viele von Wert sein zu wissen, was ein Mitunterzeichner der Eisenacher Erklärung auf der Kanzel über das Apostolikum sagt. Ich habe mich dieses Zeugnisses herzlich gefreut und mich darin wieder einmal recht Eines Geistes mit dem Verfasser gefühlt. Es muß doch mit unsrer Feindschaft wider „den Glauben“ nicht weit her sein, wenn wir so darüber predigen können. R

(Akten zu meiner Amtsentsetzung) Von Dr. H. Lisco, Prediger. Berlin, G. W. F. Müller, 1895. 56 S. 50 Pfge.

Wenn die Christliche Welt sich zum Fall Lisco mit dieser Bücheranzeige begnügt, so ist das nicht Mangel an Achtung für die Person oder an Interesse für den Fall. Aber was sollen wir sagen? In die kirchenrechtliche Situation uns hineinzuarbeiten fehlt uns jede Neigung. Prediger Lisco kämpft auf dem Boden der alten preußischen Agende. Diese Zeit ist vorüber. Hätte er sich die Berechtigung erkämpft, neben dem Apostolikum Parallelbekenntnisse bei seinen Amtshandlungen brauchen zu dürfen, so würde die Geltung der neuen Agende dem ein Ende bereitet haben. Aber auch für die vergangne Periode der preußischen Landeskirche ist seine Auffassung von der Kirchenbehörde ins Unrecht gesetzt worden. Daraufhin mögen andre die Prozeßakten nachprüfen. Was aber bleibt uns dann übrig zu sagen? Wer von unsern Lesern den Jahrgang 1892 zur Hand hat, der möge nachlesen, was wir in Nr. 34 in dem Artikel gesagt haben, der betitelt ist: Die Amtsentsetzung des Pfarrers Schrempf. Der Fall liegt hier und dort auffallend gleich, und so ergeben sich von selber die nämlichen Betrachtungen. Jene unsre Nr. 34 hat dadurch eine gewisse Berühmtheit erlangt, daß sie auch Harnacks Artikel In Sachen des Apostolikums enthielt. Es ist zur Würdigung dieser Veröffentlichung oft vergessen worden, daß Harnacks Votum durch den Fall Schrempf verursacht war. So wäre auch heute wieder der Fall Lisco geeignet, genau dieselben Vota hervorzurufen, wie sie in jener unsrer Nr. 34 enthalten sind. Darauf könnte sich wieder der bekannte Entrüstungssturm erheben, und eine neue Generalsynode in Berlin könnte von da her die Verpflichtung ableiten, den Zwang im Gebrauch des Apostolikums aufs neue irgendwie zu verschärfen zur größern Sicherung der Kirche Christi. Inzwischen würde auch wieder ein neuer Fall Schrempf oder Lisco sich einstellen, und so weiter da capo in infinitum.

Es ist dafür gesorgt, daß die nicht zur Ruhe kommen, die gern unter dem Schutze fester kirchlicher Ordnung sich und die christliche Wahrheit in Sicherheit wüßten. Und wenn man hier noch weniger wie im Fall Schrempf, wenn wir recht sehen, der Kirchenbehörde aus ihrem letzten Entscheid einen Vorwurf machen kann, wenn man dennoch mit voller Sympathie auf Seiten des gemaßregelten Predigers steht: so muß doch irgendwo im Bau unsrer Kirchenwesen ein Fehler stecken. Professor Tröltsch schrieb neulich in den Preußischen Jahrbüchern von der unheilbaren Antinomie, daß die christliche Religion die Kirche ebenso fordert wie ablehnt. Professor Sohm hat bekanntlich ein dickes Buch darüber geschrieben, daß Recht und Kirche einander ausschließen. Religion und Recht sind beides klare, in ihrer Eigenart unbestreitbare Größen. Aber was wir so „Kirche“ nennen, unsre sicht- und greifbaren, rechtlich verfaßten und geleiteten Landeskirchen, das sind und bleiben doch recht zweifelhafte Gebilde. Wir wollen ihnen gern dienen, solange man uns dienen läßt; aber diesen Kirchen einverleibt sein, das gehört Gott sei Dank nicht zur Seligkeit. R

(Nach vierzig Jahren) Religionsphilosophischer Briefwechsel zweier Jugendfreunde in späteter Lebenszeit. Leipzig, Verlag der akademischen Buchhandlung (W. Faber), 1895. 3 Mk.

Die Korrespondenten sind zwei Männer der Wissenschaft, die als Studenten in Halle der Hegelschen Philosophie nahegetreten waren und von dieser abgestoßen aus der Welt der Begriffe in die Welt des Wirklichen strebten. Den einen, dem die Philosophie Lebensberuf geblieben ist, führte dieser Zug schließlich in die römische Kirche, in der nicht nur sein Gemüt, sondern auch seine Spekulation Befriedigung gefunden hat. Dem andern ist die Naturwissenschaft Führerin geworden: sie hat ihm den Glauben an den Schöpfer nicht geraubt, wohl aber seinem Denken einen beherrschenden Zug von nüchterner Verständigkeit und Ablehnung des Wunderbaren gegeben. In dem Respekt vor dem Wirklichen finden sich beide und versuchen — sieben Jahre vor dem Tode des Philosophen — in einem Briefwechsel sich die Ergebnisse ihres Nachdenkens mitzuteilen und eine Verständigung herbeizuführen. Wenn es dem medizinischen Herausgeber darum zu thun war, für die Persönlichkeit seines vollendeten Freundes Liebe und Teilnahme zu gewinnen, so wird diese Absicht bei jedem gesammelten und vorurteilslosen Leser erfüllt werden. Es ist ein anziehendes Bild dieser durch unheilbares Siechtum an seine Studierstube, jahrelang an das Bett gefesselte Denker, der in dieser Mönchszelle durch die Kraft der Spekulation ein Weltbild herzustellen trachtet und von den abstraktesten philosophischen Problemen zu den die Zeit bewegenden praktischen Fragen mühelos den Uebergang findet. Tiefe religiöse Erfahrung und der heilige Ernst des Selbsterlebten sprechen aus den Ausführungen über Wirklichkeit und Wesen, Glauben und Erkennen, die den größten Teil der Korrespondenz einnehmen. „Man versteht unter Glauben, heißt es da, meist nur ein Fürwahrhalten. Darin besteht aber das Wesen des christlichen Glaubens durchaus nicht; die Seite des bloßen Fürwahrhaltens ist nur sekundär. Sich mit der Wirklichkeit des ganzen persönlichen Geistes zu Gott verhalten und folgeweise ihn realiter anerkennen in des Wortes umfassendster Bedeutung — das ist Glauben. Und aus dem Glauben, der in der realen Beziehung des Geistes zur Wirklichkeit Gottes und in der wirklichen Anerkennung Gottes besteht, und der zur nächsten zwingenden Folge eine Stufe — wenn auch nur eine unterste Stufe — der Hingebung hat, folgt die Erkenntnis.“ Das ist, wie mir scheint, gesunde Mystik, echte „deutsche Theologie.“ Man muß dem Verfasser gewiß recht geben, wenn er bei Forschungen nach dem „Wesen des Christentums“ schon die Fassung des Problems oder den Anfang eines Irrweges bezeichnet und immer wieder die reale, praktische Beziehung der ganzen menschlichen Persönlichkeit auf Gott als den Ausgangspunkt auch der theologischen Spekulation aufstellt. Das Erkennen soll „ein realer Akt“ sein. „Daß das Erkennen subjektiv ein Wirkliches ist, daß das Objekt ein Wirkliches ist, und daß das Verhältnis beider zu einander ein Wirkliches sei, halte ich für die Basis alles wahren und wirklichen Erkennens.“ Der Wert dieser Gedanken wird dadurch nicht vermindert, daß dem Philosophen die „wirkliche“ Gemeinschaft des Menschen mit Gott in der katholischen Kirche gegeben erscheint. Denn Konsequenzen aus diesem nur individuell verständlichen und nicht weiter motivirten Fortschritte seiner Deduktion werden nicht gezogen.

Der Herausgeber hofft für die vorgelegte Korrespondenz auf die Teilname derer, die „einer Verewigung des dreißigjährigen Krieges müde sind.“ Gewiß ist jeder fruchtbare Gedankenaustausch zwischen gläubigen Protestanten und Katholiken heilsam und erfreulich, und wenn solche Gespräche und Briefwechsel häufiger wären, würde man in unserm öffentlichen Leben den Segen davon spüren. Der Katholik ist in diesem Briefwechsel ein begeisterter Patriot, warmer Verehrer Bismarcks, während der Protestant von Bismarcks Werk mit Mißachtung, von seiner Person mit bitterer Feindschaft redet. Man kann nur bedauern, daß der Herausgeber nicht auch in diesem Punkte den Anschauungen seines von ihm so verehrten Freundes einige Beachtung geschenkt hat. A Curtius

(Der Einfluß des Christentums auf die Sklaverei im griechisch-römischen Altertum) Von E. Teichmüller, Generalsuperintendent und Oberhofprediger. Dessau, Baumann, 1894. 27 S. 60 Pfge.

Der Verfasser dieses Vortrags beruft sich auf Wallon, Zahn und Uhlhorn. Overbecks Abhandlung scheint er nicht zu kennen. Das

Problem ist nirgends scharf angefaßt, der Ton erbaulich gefärbt. Nach Wallon erzählt der Verfasser: „Von einem reichen Römer, dem Stadtpräfekten Hermes zur Zeit des Trajan, wird uns erzählt, daß er, Christ geworden, am Osterfeste seinen sämtlichen 1250 Sklaven die Freiheit schenkte; der Märtyrer Ovinius entließ 5000, die junge Melania 8000; doch mögen die letztern (nur diese?) Zahlen übertrieben sein.“ Solche Märchen sollte man einem Vortragspublikum nicht aufbinden. G Kr

(Zum achtundzwanzigsten Kongreß für Innere Mission) wird den mittel- und ostdeutschen Freunden, die Posen besuchen wollen, mit einschlägigen Litteraturangaben gedient sein. Zur Raiffeisensache, über die der tüchtige und eifrige Verbandsanwalt für Thüringen, Herr Pfarrer Sell aus Stepfershausen am 26. September sprechen wird, empfehle ich folgende Schriften: Superintendent Wuttig, F. W. Raiffeisen; zu beziehen durch Firma Raiffeisen und Konf. in Neuwied a. Rh. Dritte Auflage. 50 Pf. Der weimarische Superintendent behandelt den Gegenstand vom Standpunkt der innern Mission. Wärme, Sachkunde und gut gewählte Beispiele aus dem Leben dieser Genossenschaften machen namentlich die dritte Auflage dieser Schrift zum Besten der jungen Raiffeisenbibliothek. Viel kürzer und billiger ist die ebenda erschienene Schrift von Dr. Kraus, einem Beamten der Neuwieder Generalanwaltschaft. Sie bringt alles Notwendige über die Einrichtung der einzelnen Darlehnskasse und des Neuwieder Gesamtverbandes. Wer etwa einen ganz einfachen christlichen Mann zum Kongreß mitnehmen und vorher zu fruchtbarem Hören befähigen will, bestelle ihm aus den Schreiberhau-Diesdorfer Rettungsanstalten (Diesdorf, Kreis Striegau) das überaus schlichte Schriftchen über Raiffeisen. Es umfaßt sechzehn Seiten kl. 8° und kostet nur 8 Pfennige.

Wer nennt nun mir und andern über die in Posen zu behandelnden Trinker-, Sachsengänger- und andre Fragen das Neueste und Angemessenste vom Büchermarkt?*) P Fl

(Alkohol und Co.) „Alkohol und Co., Hoflieferanten Sr. Majestät des Königs Tod. Größtes Geschäft in Deutschland! 300000 Filialen in allen Städten, Marktflecken und Dörfern! Täglich werden neue eröffnet!“ Unter diesem Titel bringen die von Dr. Wilhelm Bode (Deutscher Verein gegen Mißbrauch geistiger Getränke) herausgegebnen „Blätter zum Weitergeben“ einen kräftigen Artikel, in dem es unter anderm heißt:

„Unsre Geschäfte sind vom frühen Morgen bis zu später Nacht geöffnet. In Anbetracht ihrer segensreichen Wirksamkeit sind sie durch die Reichsgesetzgebung auch von der Sonntagsruhe befreit, sodaß wir unsre Kunden jederzeit, Sonntags wie Werktags, am Tage wie bei Nacht bedienen können. Unser kolossaler Absatz zeugt am besten für die Vortrefflichkeit unsrer Waren.“ In Deutschland werden zur Zeit im Jahre getrunken: 676470000 Liter Branntwein, 5455600000 Liter Bier, 322000000 Liter Wein zum Preise von insgesamt 2500000000 Mark und hergestellt aus 13 Millionen Doppelzentner Gerste, $3^1/_2$ Millionen Roggen, 21 Millionen Kartoffeln, $^1/_4$ Millionen Rüben. Die Felder, auf denen alle diese Rohprodukte hergestellt, würden zusammen 17995 Quadratmeter einnehmen, also ein Land bilden, das zwischen Württemberg und Baden etwa die Mitte hält. „Wir sind die größten Arbeitgeber im Reiche, da wir etwa $1^1/_2$ Millionen Menschen beschäftigen. Wir schonen selbst Leben und Gesundheit unsrer Leute nicht, um unsern Kunden einen guten Tropfen zu liefern. Die Herstellung deutschen Branntweins kostete 1893 (nach der Reichsunfallstatistik) 685 Leichtverletzte, 266 Schwerverletzte und 28 Tote; die Herstellung des Bieres 4629 Leichtverletzte, 1033 Schwerverletzte und 85 Tote. Hierbei sind die entsprechenden landwirtschaftlichen und Bergarbeiter nicht mitgerechnet. Wir sind es, die den Richtern, Staatsanwälten, Rechtsanwälten und Gerichtsschreibern Beschäftigung und damit Brot geben. Ohne uns müßte die Hälfte der Gendarmen und Polizisten zu dem großen Heer der Arbeitslosen übergehen; ohne uns würde mindestens die Hälfte der Gefängnisse und Zuchthäuser leerstehen, ebenso die Hälfte der Waisenhäuser, Irrenhäuser, Krankenhäuser und vieler andrer Anstalten. Wir verwandeln ferner durch fortgesetzte Gaben unsrer Kraftgetränke Reiche in Arme, tüchtige Arbeiter in Vagabunden und Lumpen, Gesunde in Kranke, Junge in zitternde Greise. Um nur einen großen Segen zu erwähnen, der von unsrer Firma ausgeht, so wollen wir hervorheben, daß wir die Uebervölkerung des Reiches hintanhalten. Wenn sie nicht tränken, würden viel mehr Menschen die normale Lebensdauer von siebzig bis achtzig Jahren erreichen. Es würden viel weniger Unfälle und Selbstmorde vorkommen. Es würden Tausende von Kindern, die jetzt alljährlich sterben, weil sie Trinkerblut geerbt haben oder weil sie in elenden Trinkerwohnungen existiren, am Leben bleiben. Wir haben den vielfachen Segen, der von einem fleißigen Gebrauch unsrer Waren herrührt, nur deshalb angedeutet, weil die neue Sekte der sogenannten Mäßigkeitsfreunde uns jetzt zu diskreditiren sucht. Hütet Euch vor diesen Wölfen im Schafskleide! Diese Lügner sagen, das Trinken bringt nichts ein. Seht uns und unsre Vertreter in Stadt und Land, die Wirte, Weinhändler u. s. w. an, ob ihnen das Trinken wirklich nichts einbringt. Diese Fanatiker gönnen Euch höchstens leichtes Bier, Kaffee, Thee und (horribile dictu!) Wasser. Wollt Ihr Wasser trinken wie das liebe Vieh, wie die Pflanzen auf den Feldern? Die Natur oder die Gottheit mag es zu einem Getränk bestimmt haben, der Menschenwitz ist aber längst darüber hinaus. Geht vom Wasser nur ein Hundertstel des Segens aus, den wir hier vom Alkohol aussagen konnten? Darum hütet Euch davor, warnt andre davor, bringt uns Euer Geld, opfert uns Eure Zeit, Eure Kraft, Euern Verstand, Euern Charakter, Euer Glück! Trinkt! Trinkt!“

*) Das überaus reichhaltige Programm des 38. Kongresses für innere Mission in Posen ist in unsrer Nr. 28 vollständig abgedruckt. D H

Die Redaktion an die Herren Mitarbeiter

Die Herren Mitarbeiter sind gebeten, Bücher und Schriften, die ihnen zur Besprechung zugegangen sind, sofern es von Wert ist unsre Leser damit bekannt zu machen, recht bald anzuzeigen. Insbesondre möchten Anzeigen, die ins Gebiet der Innern Mission oder des Evangelischen Bundes gehören, bis zum 8. und 15. September in meinen Händen sein. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 35 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Aufruf zur zweiten deutschen Allianzversammlung

am 16. und 17. Oktober in Kassel

Zum zweiten male ruft die Evangelische Allianz ihre Glieder zu einer deutschen Allianzversammlung auf. Die Bildung neuer Zweigvereine läßt es notwendig erscheinen, die Glieder enger mit einander zu verbinden, und der Trieb nach lebendiger Gemeinschaft unter den Gläubigen in Versammlung und Gebet wird allseitig umso lebhafter empfunden, je ernster die Zeit ist und je drohender die Gefahren werden.

Die Anregung geht diesmal besonders von dem mitteldeutschen Zweige aus, nachdem derselbe seinen Anschluß an das Komitee des deutschen Zweiges der Evangelischen Allianz zu Berlin erklärt hat.

Die Versammlung soll, wills Gott, am

16. und 17. Oktober d. J. in Kassel

gehalten werden, und hoffen wir zuversichtlich auf zahlreiche Beteiligung und gesegneten Verlauf. Die günstige Lage des Versammlungsortes und seine hervorragende Bedeutung erscheinen uns als günstige Vorzeichen. Möchte daher kein Zweig der Allianz in Kassel unvertreten sein und jeder Teilnehmer an der Versammlung neue Anregung zur Pflege der Glaubensfreiheit und des Friedens unter den verschiednen Konfessionen von hinnen nehmen. Der Herr aber wolle sich zu unserm Vorhaben bekennen und die Zusammenkünfte reichlich segnen. Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist.

Anmeldungen zur Teilnahme und event. zu freier Wohnung bitten wir an das „Neue Evangelische Vereinshaus in Kassel, Kölnische Str. 17“ zu richten.

Programm

Mittwoch, den 16. Oktober, vormittags 9 Uhr: Gebetsversammlung. — $9^1/_2$ Uhr: Morgenandacht: Pastor Lohmann, Frankfurt a. M. — 10 Uhr: Eröffnung durch den Präsidenten Grafen von Bernstorff. Vortrag des Pastors Baumann, Berlin, über: „Die Gemeinschaft der Allianzfreunde an der Arbeit des Reiches Gottes.“ Korreferent: Pastor Schell, Berlin. Diskussion. — 2 Uhr: Gemeinsames Mittagessen. — 6 Uhr: Festgottesdienst in der Oberneustädter Kirche, Predigt Pastor Israël, Berlin. — 8 Uhr: Allgemeine Versammlung im großen Saale des Neuen Evangelischen Vereinshauses. Freie Ansprachen von Pastor Dammann, Essen, Oberstleutnant a. D. v. Knobelsdorff u. a.

Donnerstag, den 17. Oktober, vormittags 9 Uhr: Gebetsversammlung. — $9^1/_2$ Uhr: Morgenandacht: Pastor Lepsius, Friesdorf, Prov. Sachsen. — 10 Uhr: Vortrag des Pastors Lic. Dr. Gerlach, Forst, über: „Staatskirche und Kirchenstaat, Erinnerungen aus Deutschlands Vergangenheit zum Verständnis der kirchlichen Zustände der Gegenwart.“ Diskussion. — 12 Uhr: Geschäftssitzung der Vorstände. Organisation der Zweige.

Alle Versammlungen finden im Neuen Evang. Vereinshause, Köln. Str. 17, statt

Das Komitee des deutschen Zweiges der Evang. Allianz zu Berlin.

Graf Andreas Bernstorff, Präsident; Baumann, Pfarrer, Vizepräsident; Stieglitz, Pastor, Sekretär

Prediger Lic. Weser. Professor D. Lommatzsch. Oberbibliothekar Dr. Joh. Müller. Generalsekretär Phillips. Oberkonsistorialrat Professor D. Kleinert. Prediger Schewe. Konsistorialrat Doyé. Prediger Schell. Oberstleutnant a. D. v. Knobelsdorff. Superintendent Vorberg. Pastor Israël. Pastor Platz. Pastor Nürmberger. Pastor Schneider. Pastor Kleinhaus. Pastor Gareis.

Für den mitteldeutschen Zweig der Evangelischen Allianz:

Rechtsanwalt Bohtz, Goslar. Archidiakonus Lic. Dr. Gerlach, Forst i. L. Prediger Kaiser, Eisenach.

Quittung

Für Brotterode sind bei mir eingegangen: von Herrn W. in Oranienburg 10 Mk., von Ungenannt aus Enkirch 3 Mk. Herzlichsten Dank.

W. Kraemer, Pastor prim.

Durch die Geburt eines kräftigen Söhnchens wurden hocherfreut
Superintendent Gallwitz
und Frau Else, geb. Förster
Sigmaringen, 18. August 1895.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.—an, von ℳ 80.—an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Anerk. beste Bezugsquelle. Höchster Rab. Alle Vorteile. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, gratis u. frei.
Wilh. Rudolph
in **Giessen** Nr. 162.

Pfarramtskandidat (gut.Ex.), Hilfspred. u. Lehrer gew., s. Stellung als **Hilfsprediger** oder **Lehrer.** Offerten unter L. W. an die Exped. d. Bl.

Herzog, Abriß der ges. Kirchengeschichte. 2. Auflage, 1892. 2 Bde. geb. statt **Mk. 32.—** nur **Mk. 17.50 franko.**
Evang. Buchhandlg., Frankfurt a. M.

Verlag v. Fr. Wilh. Grunow in Leipzig
Das Deutschtum in Elsaß-Lothringen
1870—1895
Rückblicke und Betrachtungen
von
einem Deutschnationalen
Preis broschirt 3 Mk. 50 Pfge.

Achte Generalversammlung des Evangel. Bundes

Die diesjährige Versammlung des Evangelischen Bundes steht unter dem doppelten Eindrucke der Erinnerung an die großen Thaten unsers Volkes, denen wir die Einheit desselben danken, und an die Unfehlbarkeitserklärung des Papstes mit den darauffolgenden verhängnisvollen Kämpfen zwischen der römischen Kirche und dem deutschen Reich. Erfüllt uns die erste Erinnerung mit dankbarer Freude und nationalem Hochgefühl, so zeigt die andre uns die Aufgabe, die der evangelischen Christenheit im deutschen Vaterlande heute so ernstlich wie nur jemals gestellt ist.

Wer mit uns der Ueberzeugung lebt, daß auch die politische Größe unsers Volkes auf der Reformation beruht, und daß das reine Evangelium die alleinige Bürgschaft giebt, daß Deutschland seine Aufgabe erfüllt und seiner Feinde Herr wird, der wird auch mit uns die Pflege und Kräftigung des evangelischen Geistes für eine ebenso nationale wie religiöse Pflicht ansehen. An dieser Pflege und Kräftigung mitzuarbeiten ist die beste Bethätigung unsers Dankes für das, was unserm Volke vor 25 Jahren geschenkt worden ist.

Der Evangelische Bund hat sich diese Aufgabe gestellt. Er will die Glaubens- und Gesinnungsgenossen zu kräftiger Erfüllung derselben vereinen.

Seine Arbeit ist bisher nicht vergeblich gewesen; aber im Blick auf die Größe der Aufgabe erscheint der Erfolg noch gering. Wie viele, die uns sonst nahe stehen, halten sich noch fern! Gleichwohl werden wir nicht müde zur Einmütigkeit zu mahnen. Wir verkennen nicht die Bedeutung der Gegensätze, die in der evangelischen Kirche auszukämpfen sind. Sie betreffen Lebensfragen, die eine Entscheidung finden müssen. Aber alle, die auf den großen Grundsätzen der Reformation stehen: der Rechtfertigung allein aus dem Glauben an den Heiland und der Beugung unter die heilige Schrift als Richtschnur der göttlichen Wahrheit, dem Herrn allein die Ehre gebend, — sollten sie nicht Gemeinsames genug finden können, um im Kampfe gegen innere und äußere Feinde zusammenzustehen?

Wir rufen zu solchem Zusammenschlusse mit einem doppelten Ziele: Abwehr aller Angriffe gegen unsre Kirche, gegen den evangelischen Staatsbegriff, gegen den Frieden und das Heil unsers Volkes einerseits, und andrerseits Erneuerung und Belebung des evangelischen Geistes. Die innere Kräftigung und Belebung aber ist und bleibt die beste Abwehr.

Wer beides für nötig hält, der schlage die Hand ein und helfe mit! Als Brüder wollen wir zusammenstehen und zusammenarbeiten, gemeinsam am Evangelium uns stärken und gemeinsam die heilsamen Wege suchen für unser Volk, für unsre Kirche!

Möge durch Gottes Gnade auch die diesjährige Tagung uns diesem Ziele entgegenführen und Sein Segen uns begleiten!

Merseburg und **Zwickau,** den 2. August 1895

Der Zentralvorstand des Evangelischen Bundes
Graf von **Wintzingerode-Bodenstein,**
Vorsitzender

Das Ortskomitee
Der Festausschuß
Schuldirektor Dr. **Schilling,**
Vorsitzender

Aus der Tagesordnung.

Montag, 30. September, 4—8 Uhr nachmittags: Verhandlungen. Von 7 Uhr an zwangloses Zusammensein der bereits anwesenden Gäste.

Dienstag, 1. Oktober. Vormittags Verhandlungen. Nachmittags 5 Uhr: Festgottesdienst (Marienkirche, Diakonus Dr. Költzsch aus Dresden). 8 Uhr abends: Begrüßungsversammlung.

Mittwoch, 2. Oktober, vormittags 8—10 Uhr: Spezialkonferenzen; $10^1/_2$ Uhr: erste öffentliche Hauptversammlung: nach Eröffnung und Konstituirung Vortrag: Die gemeinsame Gefahr der evangelischen Kirche und der deutschen Nationalität in der Diaspora der deutschen Grenzmarken, Militäroberpfarrer Dr. Hermens aus Magdeburg. — Nachmittags $4^1/_2$ Uhr: Geschlossene Versammlung der Bundesmitglieder: Referat: Die internationale Seite der päpstlichen Politik und die Mittel der Abwehr, D. Nippold aus Jena. — Bericht über die Konferenz der Vertreter der Diasporaanstalten, Kaufmann Schlechtendahl aus Barmen. — Erörterungen über Vortrag von Dr. Hermens. — Abends 8 Uhr: Festversammlung des Evangelischen Bundes und der evangelischen Bürgerschaft von Zwickau und Umgegend.

Donnerstag, 3. Oktober, vormittags $10^1/_2$ Uhr: zweite öffentliche Hauptversammlung, Vortrag: Protestantismus und Kirche, Prof. D. Achelis aus Marburg. — Mitteilungen und Erklärungen des Zentralvorstandes. — 2 Uhr: Festmahl. — Nachmittags 6 Uhr: Kirchenkonzert in der Marienkirche.

Für **Freitag, 4. Oktober** ist bei günstigem Wetter ein gemeinsamer Ausflug der Mitglieder und Freunde des Bundes nach Stein, der Perle des oberen Muldenthales, in Aussicht genommen.

Auch die öffentlichen Versammlungen sind ausschließlich für Evangelische bestimmt.

Gesuche um Wohnungen (Hotel- oder Privatwohnungen) sind bis zum 15. September an Herrn Bankier Otto Bauermeister in Zwickau (Leipziger Straße) zu richten.

Während der Generalversammlung findet eine Ausstellung von interessanten und seltenen Schriften der Zwickauer Ratsbibliothek in der Aula des Gymnasiums durch Herrn Professor Dr. Weicker, sowie eine Ausstellung von Kirchenbauplänen durch Herrn Baurat Dr. Mothes und von kirchlichen Geräten durch Herrn Fabrikant Buse in der Aula des Gymnasiums statt.

Thorwaldsen: Segnender Christus

35	48	56	75	100 cm	
3.—	7.50	10.—	20.—	36.— Mk.	exkl. Kiste und Porto

—• Tadellose Ausführung in Elfenbeinmasse •—
Für sichere Verpackung leiste Garantie. Bruch tausche um.
Hugo Rothers theol. Buchh. (Martin Warneck) Berlin, Linkstr.

Heimstätte

Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Töchter guten Hauses finden jederzeit freundlichste Aufnahme zur Fortbildung in Wissenschaften und Haushalt. Vorzügliche Empfehlungen. Näheres durch Frl. Mosche, Vorsteherin, staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig
Bilder aus dem Westen
von E. Below
Preis broschirt 3 Mark
Inhalt: An Bord der Dania — Kansas City — Ein alter Freund — Beim Kollegen — Auf dem Weltfleischmarkt — Beim Wohnungsuchen — Gesundheitsamt und Viehhof in Kansas City — Ernste Gedanken — Auf der Höhe — Menschenleben und Eigentum — Landspekulation — Ein Sonntag in Kansas City — In der Schule — Politik — Beim Verschollnen — Im Kriegerverein — Amerikanische Frauen — Rückblick und Schluß.

Chronik der christlichen Welt
Postzeitungs-Nr. 1450. Vierteljährlich 1 Mark
Nr. 35: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Staat und Kirche; der Bonner Ferienkursus — Römische Kirche: Zum Jubiläum des Unfehlbarkeitsdogmas; Ein wichtiges Reichsgerichtserkenntnis; Ueber die Einführung eines neuen katholischen Volksgesangbuchs in Baden — Verschiedenes: Ueber die Begründung eines Rektorenseminars in Göttingen; Die Pastoralkonferenz der Provinz Sachsen; Einladung zur achten Generalversammlung des Evangelischen Bundes; Die Prohibition in Amerika. Schluß — Personalien

Die Grenzboten
Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst
54. Jahrgang
Postzeitungs-Nr. 2846. Vierteljährlich 9 Mark.
Nr. 35: Ist die jetzige preußische Regierung national? — Brasilien — Das medizinische Studium. Von Ernst Gystrow — Wandlungen des Ich im Zeitenstrome: 8. Das Jahr 1870 — Die große Berliner Kunstausstellung. Von Adolf Rosenberg — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Meineidsprozesse

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig